

BLINDER**ALEX****HASS****WINTER****XXL-LESEPROBE**

Alex Winter
Blinder Hass

Das Buch:

Der Zürcher Sicherheitsexperte Vince Foster erhält von seinem in Australien lebenden Bruder Bryan die unvollständige Kopie eines alten Tagebuches. In dem beiliegenden Brief bittet ihn Bryan, mit Hilfe seines Schwiegervaters, dem ehemaligen Geschichtsprofessor Robert Neumann, die Echtheit der Unterlagen zu überprüfen.

Was als Gefälligkeit beginnt, entwickelt sich schon bald zu einem wahren Albtraum. Das Tagebuch erzählt nicht nur die dramatische Geschichte eines deutschen U-Bootes, das vor fast 70 Jahren mit geheimer Fracht auf dem langen und gefährlichen Weg nach Japan vor der australischen Nordwestküste sank, es birgt auch ein schreckliches Geheimnis. Vince ist jedoch nicht der Einzige, der sich für das Tagebuch interessiert. Die rote Doktrin, eine weltweit operierende Geheimorganisation, die einen teuflischen Plan verfolgt, der die Welt an den Rand des Abgrundes führen könnte, ist ebenfalls hinter dem Tagebuch und der U-Bootladung her.

Während Vince verzweifelt nach Antworten sucht, gerät er immer tiefer in einen Strudel aus Verschwörungen, Intrigen und Mord. Menschen, die ihm nahe stehen oder ihm helfen wollen, werden brutal ermordet. Allein auf sich gestellt, gejagt von mächtigen Feinden und von der Polizei für einen skrupellosen Mörder gehalten, flieht Vince nach Australien. Doch nicht nur seine Verfolger zwingen ihn zu diesem Schritt: Da ist auch ein rätselhafter, immer wiederkehrender Traum von einem Adler.

Auf der Suche nach dem Originaltagebuch, seinem inzwischen verschwundenen Bruder und der mysteriösen U-Bootladung, erhält Vince unerwartete Hilfe von den Aborigines Julius und Tarlalin. Von ihnen erfährt er, dass ihn sein Weg nicht zufällig nach Australien geführt hat. Vince muss feststellen, dass zwischen ihm, den Eingeborenen, seinen Träumen und dem U-Boot eine geheimnisvolle, ja mystische Verbindung besteht, der er sich nicht entziehen kann ...



Der Autor:

Alex Winter, geboren in der Schweiz, absolvierte die Kunstgewerbeschule in Zürich. Er arbeitete zunächst als Dekorationsgestalter, später in verschiedenen Berufen im In- und Ausland. Alex Winter bereiste während vieler Jahre Australien, Neuseeland und die Südsee. Heute lebt er mit seiner Frau im Zürcher Oberland.

www.alex-winter.com

BLINDER

ALEX

HASS

WINTER

Roman





Kostenlose XXL-Leseprobe

Besonders langes Lesevergnügen zum Reinschnuppern:
Die bookhouse XXL-Leseproben umfassen
etwa 20 bis 25 % des Buchinhaltes.

Blinder Hass
Alex Winter

Copyright © 2013 at Bookhouse Ltd.,
Villa Niki, 8722 Pano Akourdaleia, Cyprus
Umschlaggestaltung: © at Bookhouse Ltd.

Coverfotos: www.shutterstock.com

Satz: at Bookhouse Ltd.

Druck und Bindung: CPI books
Printed in Germany

ISBN: 978-9963-727-93-3 (Paperback)
978-9963-727-96-4 (E-Book .mobi)
978-9963-727-94-0 (E-Book .pdf)
978-9963-727-95-7 (E-Book .epub)
978-9963-727-98-8 (E-Book .prc)

www.bookhouse.de

Urheberrechtlich geschütztes Material

*Wenn wir
unsere Feinde hassen,
geben wir ihnen eine große Macht
über unseren Schlaf, unseren Appetit,
unsere Gesundheit und
unsere Geistesruhe.*

Dale Carnegie

Die Hauptpersonen:

Vince Foster:	<i>Zürcher Sicherheitsexperte</i>
Bryan Foster:	<i>sein in Australien lebender Bruder</i>
Robert Neumann:	<i>Vince Fosters Schwiegervater</i>
Bonvin:	<i>Kriminalbeamter der Zürcher Stadtpolizei</i>
Erich Brunner, Marcel Schnüriger:	<i>Zürcher Kantonspolizisten</i>
Nikolaj Georgij Pawlow (alias Karl Beckmann):	<i>Anführer der Roten Doktrin</i>
Andrej Jastraschemski, Sergej Kokow, Ivan Datruschew, Jurij Potgorny:	<i>die weiteren Köpfe der Roten Doktrin</i>
Ludwig Leuschner:	<i>ehem. Stasi-Oberst, Mitglied der Roten Doktrin</i>
Leopold Herrlich, Paul Nottmaier:	<i>Leuschners Männer in Australien</i>
Fritz von Laue:	<i>Mitglied der Roten Doktrin und Leuschners Verbündeter</i>
Marc Hood:	<i>Pawlows Geliebter</i>
Michael Burnett:	<i>Pawlows rechte Hand in Australien</i>
Klint und Ted:	<i>Burnetts Handlanger in den Kimberleys</i>
Ernst Lübke:	<i>ehem. Stasi-Killer, jetzt Berufsmörder im Dienste Pawlows</i>
Paul Zenger:	<i>einer von Lübkes Männern</i>
Franz Ziegler (alias Crazy Digger):	<i>Opalschürfer, ehem. deutscher U-Boot-Offizier</i>
Julius Cäsar:	<i>Aborigine, Vince' Weggefährte</i>
Tarlalin:	<i>Halbaborigine</i>
Samantha:	<i>Prostituierte in Sydney</i>
Ricky McPherson:	<i>Kleinganove aus Sydney</i>
Mike Rogers:	<i>Raubschürfer aus Coober Pedy</i>
Tom Morris:	<i>Agent der Australian Federal Police (AFP)</i>
Sean Jordan:	<i>Agent des britischen Auslandsgeheimdiensts SIS</i>
Tim Bartley, Dave Young:	<i>ehem. Agenten der Australian Security In- telligence Organisation (ASIO) – im Dienste Pawlows/Lübkes</i>

Prolog

4. Oktober 1944

U-Boot-Bunker Nordsee III, Insel Helgoland

Wilfried spürte, dass seine Befehlshaber ihn heute Nacht auf eine Reise schicken wollten, von der er nicht zurückkehren würde.

Seine Hände ballten sich zu Fäusten, bis die Knöchel leise knackten, doch er spürte den Schmerz kaum. Er wandte sich um.

Von einem eisigen Herbststurm getrieben, fegte der Regen in dichten Schwaden über die Insel.

Dort, wo kurze Treppen zu schweren Bunkertüren führten, hingen vergitterte Deckenlampen, die gerade genug Helligkeit auf die rohen Betonstufen warfen, um sicher in oder aus dem Labyrinth der U-Boot-Anlage zu gelangen. Sonst waren alle Lichter auf dem kleinen, un-wettergepeitschten Eiland vorsorglich gelöscht worden. Man wollte den Bombern der Alliierten kein Ziel bieten.

In dieser Nacht rechnete allerdings niemand mit einem Luftangriff. Trotzdem waren die Wachen rund um die Insel verdoppelt worden und bei den Betonpiers standen ein Dutzend Marineinfanteristen in dicken Regenmänteln bereit. Die meisten suchten unter dem Dach eines offenen Wellblechschuppens Schutz vor der beißenden Kälte.

Wilfrieds Blick streifte die Kaimauer entlang, an der sich die schwarzen Wellen wütend auf das künstliche Bollwerk warfen. Immer wieder stoben Gischtswaden über die Landungsbrücke und streiften mit schneidender Kälte über sein Gesicht. Er genoss den salzigen Geschmack auf den Lippen, sog gierig die frische Seeluft ein.

Anders als die meisten Männer, die zur See fuhren, erregte ihn die unbändige Kraft eines Sturms und gab ihm ein Gefühl von Freiheit und innerer Ruhe, doch das schmälerte seinen Respekt vor dem Meer in keiner Weise.

Seine Zeit bei der Handelsmarine hatte ihn bereits in jungen Jahren rund um den Erdball geführt und ihn gelehrt, den Ozean nie zu unterschätzen. Das machte seinen Dienst jedoch nicht einfacher. Der Krieg, und damit seine Einberufung zur Kriegsmarine, hatte ihm anstelle des erhofften Kommandos auf einem Handelsschiff die Ausbildung zum Befehlshaber eines U-Bootes beschert.

Zu Beginn war er meist mit Einsätzen in heimischen Gewässern betraut worden, wo er den Nachschub der Alliierten nach England störte und feindliche Kriegsschiffe angriff. Dann, ab Mai 1943, beauftragte man ihn auf einmal nur noch mit streng geheimen Sondereinsätzen weit ab der deutschen Grenzen. Seine militärischen Erfolge, da machte er sich nichts vor, waren der Grund für die immer gefährlicheren Missionen. Manche Leute verglichen ihn bereits mit Korvettenkapitän Prien, dem es mit seinem legendären U-47 gelungen war, das englische Schlachtschiff ›Royal Oak‹ in der britischen Navybasis ›Scapa Flow‹ zu versenken und danach unbeschadet zu entkommen. Aber Wilfried wusste: Auch Prien hatte eines Tages das Glück verlassen ...

Vor gut zweiundsiebzig Stunden, als ihm die verschlüsselte Botschaft vom Stützpunktkommandanten des U-Boot-Bunkers Dora 1 im norwegischen Trondheimfjord überbracht worden war, hatten die Alarmglocken in seinem Kopf zu schrillen begonnen – und das taten sie noch immer.

In der Meldung war ihm mitgeteilt worden, dass alle seine Befehle mit sofortiger Wirkung widerrufen seien und er sich unverzüglich auf den Weg zur U-Boot-Bunkeranlage Nordsee III auf Helgoland machen sollte. Das war ungewöhnlich, weil der Stützpunkt aus Gründen der ver-

änderten taktischen Lage seit März 1942 nicht mehr als U-Boot-Basis genutzt und höchstens in Ausnahmefällen angelaufen wurde, beispielsweise im Winter, bei Eisschäden an den Verkleidungsklappen der U-Boot-Torpedorohre.

Er konnte nicht sagen, was genau ihn beunruhigte, aber er kannte dieses Gefühl. Es hatte ihm und seiner Besatzung schon mehr als einmal das Leben gerettet.

Als er auf Helgoland eingetroffen war, erfuhr er von der verschärften Bewachung der Insel. Vor knapp vier Stunden hatte ein Offizier die Ankunft von zwei Motorbarkassen für zweiundzwanzig Uhr gemeldet. Wilfried erhielt die Order, sich mit einem Trupp Soldaten am Pier einzufinden.

Franz Ziegler, sein Stabsobersteuermann, trat neben ihn. »Es ist gleich so weit. Unser geheimnisvoller Besuch müsste jeden Moment auftauchen, sofern die bei dem Sturm die Überfahrt von Wilhelmshaven gewagt haben.«

»Die werden kommen, Nummer Eins, verlassen Sie sich drauf. Irgendwas ist hier im Busch und ich will verdammt sein, wenn mir das gefallen sollte.« Wilfried beobachtete seinen Ersten Offizier, wie er einige Schritte auf den Pier zutrat und in die Dunkelheit spähte. Mit seinen siebzehn Jahren war Ziegler eigentlich viel zu jung für diesen Posten. Die hohen U-Boot-Verluste zwangen die Marine jedoch, mitunter auch junge Männer auf verantwortungsvolle Posten zu stellen – und Ziegler hatte sich in schwierigen Situationen schon mehrmals durch seinen Mut und seine Entschlossenheit ausgezeichnet.

Sein Aussehen entsprach genau den nationalsozialistischen Vorstellungen eines reinen Ariers; groß gewachsen und kräftig gebaut, mit kurz geschnittenem blondem Haar. Etwas unterschied ihn jedoch von anderen seines Aussehens: Ihm fehlte jede Art von Arroganz. In seinen stahlblauen Augen und seiner Ausdrucksweise lag eine Wärme, die schnell das Vertrauen und den Respekt der ganzen Besatzung erobert hatte.

»Sie kommen, Käpt'n«, rief Ziegler. »Zwei Barkassen.«

Wilfried drehte sich zu den Marinesoldaten unter dem Blechunterstand. »Leutnant, schalten Sie das Licht bei Dock eins an. Der Rest von euch wasserscheuer Bande: Ab zu den Booten!«

Der Regen hatte etwas nachgelassen. Zwischen aufgerissenen Wolken fiel der fahle Schein des Mondes auf die Wellenkuppen vor den beiden Motorbooten und ließ sie für Augenblicke silbern aufblitzen, dann verloren die Boote an Fahrt und glitten in die Hafenanlage.

Der erste Mann, der auf den Kai kletterte, trug eine reich dekorierte Uniform und war fast einen Kopf größer als er. Obwohl Wilfried ihm noch nie begegnet war, erkannte er ihn sofort. Es handelte sich um Großadmiral Karl Dönitz, der im Jahr zuvor von Hitler zum Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine ernannt worden war. Ihm folgten drei Männer in langen braunen Ledermänteln, die unschwer als Gestapo oder SS-Leute zu erkennen waren. Den Schluss der Gruppe bildete ein unscheinbarer, kaum einssechzig großer, älterer Mann mit einer dicken Nickelbrille. Er wirkte ausgesprochen nervös und wischte sich unablässig mit einem Taschentuch die Gläser trocken.

Der Admiral wandte sich an Wilfried. Er machte sich nicht die Mühe, ihm die Hand zu reichen. »Korvettenkapitän Krüger, Sie wissen, wer ich bin. Meine Begleiter sind Oberst Schmidt von der Geheimen Staatspolizei und dies sind die SS-Generalleutnants Strasser und Klein.«

Die beiden SS-Männer schienen nur auf diesen Augenblick gewartet zu haben, um ihre Arme zum deutschen Gruß in die Höhe schnellen zu lassen.

Wilfried warf einen kurzen Blick zu Ziegler, der ein Schmunzeln nur schwer unterdrücken konnte. »Heil Hitler, meine Herren!« Als er sich dem im Hintergrund gebliebenen fünften Mann zuwenden wollte, drängte sich Oberst Schmidt vor ihn.

»Generalleutnant Strasser«, sagte er mit befehls- gewohnter Stimme, »wird Ihren Stabsobersteuermann instruieren, wie mit der Ladung zu verfahren ist. Die Kisten müssen umgehend an Bord Ihres U-Bootes gebracht und dort unter Verschluss gehalten werden. Ich nehme an, Sie sind jederzeit auslaufbereit, Kapitän?«

»Ja.«

»Dann wollen wir keine Zeit verlieren. Führen Sie uns bitte zur Bunkeranlage.«

Die Besprechung fand in der Einsatzzentrale statt. In der Mitte des nüchtern eingerichteten Raums stand ein langer Metalltisch, eingerahmt von groben Holzstühlen. Riesige Seekarten bedeckten fast gänzlich eine der dunkelgrauen Betonwände. Ihr gegenüber bildete ein Porträt Adolf Hitlers, das zu beiden Seiten von Fahnen des Dritten Reiches flankiert wurde, den einzigen Schmuck.

Wilfried nahm gegenüber von Großadmiral Dönitz und dem Gestapo-Oberst Platz, während sich Klein und der Unbekannte ans Ende des Tisches setzten.

Oberst Schmidt fixierte Wilfried mit seinen kalten grauen Augen. »Wie Sie sich vorstellen können, handelt es sich hier um eine streng geheime Operation von höchster Wichtigkeit. Man könnte sogar sagen, dass die Zukunft des Dritten Reiches von ihrem Gelingen abhängt. Offen gestanden halte ich Sie nicht für die geeignete Person, um mit dieser Aufgabe betraut zu werden. Großadmiral Dönitz ist aber leider anderer Ansicht.«

Dönitz, dem die Zornesröte ins Gesicht stieg, beugte sich nach vorn. »Dies ist weder der richtige Zeitpunkt noch der richtige Ort, um Ihre Einwände vorzubringen. Wie Sie wissen, ist die Entscheidung von Reichsleiter Bormann persönlich getroffen worden.«

»In der Tat«, erwiderte Schmidt feindselig. »Aufgrund Ihrer Empfehlung, nicht meiner.«

»Was hier aber nicht mehr zur Debatte steht. Beschränken Sie sich also bitte auf Ihre Aufgabe und informieren Sie Kapitän Krüger über seinen Einsatz.«

Schmidt schenkte dem Großadmiral ein abschätziges Lächeln, dann wandte er sich erneut Wilfried zu. »Der Deckname der Operation lautet ›Morgentau‹. Sie werden zunächst heimlich den Hafen von Las Palmas anlaufen.«

Wilfried wollte etwas erwidern, doch der Großadmiral kam ihm zuvor. »Keine Sorge«, warf er ein, »es ist alles vorbereitet.«

»Richtig«, sagte Schmidt. »Die Wachen am Hafen sind bestochen, außerdem stehen Dockarbeiter bereit, die Ihnen beim Auffüllen der Dieseltanks helfen werden. Anschließend werden Sie unbemerkt das Kap der Guten Hoffnung umfahren. Südlich von Madagaskar, die genauen Koordinaten erhalten Sie, wenn es so weit ist, wird Sie ein japanisches Versorgungs-U-Boot nochmals mit Treibstoff versorgen. Danach nehmen Sie Kurs auf die Timorsee. Dort werden Sie sich zu gegebener Zeit einem japanischen U-Boot der KAI Ko Gata-Klasse anschließen. Ihr Auftrag lautet ausdrücklich, Ihren Passagier und die Ladung sicher ans Ziel zu bringen. Jede Feindberührung ist während dieser Zeit zu vermeiden.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche«, sagte Wilfried, »aber vielleicht erklären Sie mir erst, aus was unsere Fracht besteht und wo wir sie hinbringen sollen.«

Der Großadmiral schüttelte den Kopf. »Auf dieser Mission werden Sie nur so viel wie unbedingt nötig erfahren. Es ist nicht, dass wir Ihnen misstrauen, aber Reichsleiter Bormann hält die Sache für zu wichtig. Je weniger Leute Bescheid wissen, umso sicherer. Aus diesem Grund werden Sie erst nähere Informationen über den Bestimmungsort erhalten, wenn Sie den Indischen Ozean erreicht haben.«

Wilfried versuchte, seinen Ärger hinunterzuschlucken. »Bei allem Respekt, Herr Großadmiral, aber einen so wich-

tigen Einsatz ohne genaue Instruktionen durchzuführen, halte ich für sehr riskant.«

»Sie werden von Generalleutnant Klein und Strasser begleitet, die über die Operation Bescheid wissen«, sagte der Gestapo-Oberst anstelle von Dönitz. »Von ihnen erhalten Sie zu gegebener Zeit Ihre weiteren Anweisungen.« Wieder huschte ein herablassendes Lächeln über das Gesicht des Obersts, das diesmal ganz Wilfried galt. »Sollten Ihre Bedenken zu groß sein, lässt sich das Kommando sicherlich auch einem anderen U-Boot-Führer übergeben.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich die Mission ablehne«, erwiderte Wilfried, so gelassen er konnte. »Es ist nur so: Ein U-Boot ist kein Kreuzfahrtschiff. Für noch mehr Männer ist, besonders für eine Reise von mehreren Wochen, kein Platz an Bord.«

»Dann werden Sie eben zwei oder drei Ihrer Leute hierlassen«, entgegnete Schmidt schroff.

»Unmöglich. Ich kann die Sicherheit des U-Bootes und der Ladung nur mit einer kompletten Mannschaft gewährleisten.«

Der Tisch erzitterte unter dem mächtigen Faustschlag des Großadmirals. »Das reicht jetzt, meine Herren! Sie, Kapitän, werden mit kompletter Besatzung auslaufen. Außerdem werden Sie Ihrem Gast, dessen Name Sie nicht weiter kümmern muss, eine einzelne Kabine bereitstellen, in der er ungestört arbeiten kann. Und für die Unterbringung der beiden SS-Offiziere werden Sie bestimmt auch eine Lösung finden.«

13. Oktober 1944

Las Palmas, Kanarische Inseln

Vor ihnen lag, in ein farbiges Lichtermeer getaucht, der Hafen von Las Palmas. Es war bereits ein Uhr morgens, doch noch immer herrschte reges Treiben auf den Docks.

Auch die in schummriges Licht gehüllten Straßencafés waren noch gut besetzt, als das U-Boot fast lautlos in den Hafen einlief.

Wilfried und sein Stabsobersteuermann standen auf dem Kommandoturm. Ihre Blicke wanderten von der belebten Promenade zu einem abgelegenen, fast dunklen Pier rechts des Hafeneinganges.

»Ziemlich viel los hier für die späte Stunde«, sagte Ziegler. »Nur gut, können wir etwas abseits von dem Trubel anlegen und unsere Tanks auffüllen.«

»Ja. Trotzdem bin ich froh, wenn wir hier wieder weg sind. Neutrale Häfen wie dieser jagen mir immer einen Schauer über den Rücken. Zu viele Augen, zu viele Spione. Übrigens, was ist eigentlich mit unseren siamesischen Zwillingen Strasser und Klein los? Ich nahm an, dass sie sich schon lange, bevor wir den Hafen erreichen, hier herumdrücken und uns im Weg stehen.«

Ziegler sah ihn mit unschuldiger Miene an. »Verflixt, ist mir das peinlich, da habe ich doch glatt vergessen, unsere Lieblinge rechtzeitig zu wecken.«

»Schämen Sie sich«, entgegnete Wilfried, so ernst er konnte. »Jetzt werden mir die beiden wieder in den Ohren liegen, mein Erster Offizier würde sie mit allen Mittel sabotieren. Na, wenigstens scheinen sie sich endlich mit ihrem Quartier abgefunden zu haben. Dabei müsste ihnen eine Klappkoje über gestapelten Torpedos doch wie der siebte Himmel vorkommen.«

Das Unterseeboot hatte gerade festgemacht, als Generalleutnant Strasser und Klein auf dem Kommandoturm erschienen. Sie blickten kurz zum Pier, wo der Erste Maat mit einer Gruppe bewaffneter Matrosen den Damm sicherte, während sich einige ihrer Kameraden zu einem großen Dieseltank am Ende des Piers begaben, um die Schläuche zum U-Boot auszurollen.

»Wie lange dauert es, bis die Tanks aufgefüllt sind und der Proviant ergänzt ist?«, fragte Klein gereizt.

»Etwa fünfunddreißig bis vierzig Minuten«, antwortete Wilfried. »Reicht Ihnen das?«

»Ja. Wir werden in einer halben Stunde zurück sein.« Damit kletterten die beiden SS-Männer die Stahlleiter hinunter auf das Bootsdeck. Nach einigen Stufen hielt Klein inne und wandte sich nochmals an Wilfried. »Ich muss Sie warnen, Kapitän. Sollte Ihr Erster Offizier weiterhin versuchen, uns bei unserer Aufgabe zu behindern, könnte das ernste Folgen haben, auch für Sie.«

»Wenn Sie mir drohen wollen, muss ich Sie meinerseits warnen. Sie mögen über Sinn und Zweck dieser Mission Bescheid wissen und mir die aus Ihrer Sicht nötigen Anweisungen geben, aber vom Führen eines U-Bootes haben Sie keine Ahnung. Diese Verantwortung und damit auch die Beurteilung der Zuverlässigkeit und Integrität meiner Männer obliegt allein mir.« Wilfried lächelte eisig. »Ich an Ihrer Stelle würde es einmal mit etwas Freundlichkeit und Rücksichtnahme versuchen. Sie könnten angenehm überrascht sein.«

»Ich muss mich wundern, Kapitän«, konterte Klein mit gespielterm Erstaunen. »Glauben Sie wirklich, in einem Krieg sei Platz für Sentimentalitäten? Das Dritte Reich verdankt seine intellektuelle und wirtschaftliche Überlegenheit ganz bestimmt nicht solchen Nebensächlichkeiten.«

Als Ziegler wieder auf dem Kommandoturm erschien und neben Wilfried trat, schritten die beiden SS-Offiziere gerade den langen, schwach beleuchteten Pier hinab. Schweigend beobachtete Wilfried, wie die Männer zwischen zwei fast im Dunkeln liegenden Lagerschuppen verschwanden.

»Haben Sie eine Ahnung, was die vorhaben?«, fragte Ziegler.

»Keinen Schimmer, Nummer Eins. Aber ich hätte nichts dagegen, wenn da drüben ein paar Straßenräuber herumlungern würden. Möglichst welche der übelsten Sorte.«

»Sie machen sich Sorgen, Käpt'n?«

Wilfried antwortete nicht sofort, sondern starrte in die Dunkelheit. Schließlich wandte er sich um und sah seinem Ersten Offizier in die Augen. »Ich frage mich, ob es klug war, das Kommando für diese Fahrt zu übernehmen, ohne zu wissen, um was es geht.«

»Hatten Sie denn eine Wahl?«

»Wie man's nimmt. Hätte ich es nicht übernommen, hätten sie es jemand anderem gegeben. Die Kisten sind ja unverzüglich an Bord gebracht worden.«

Ziegler nahm seine Mütze ab und fuhr sich durch die blonden Haarstoppeln. »Dann hatten Sie keine andere Möglichkeit. Außer es hätte Ihnen nichts ausgemacht, das Wohl Ihrer Männer in die Hände eines anderen U-Boot-Führers zu legen.«

»So sieht's wohl aus. Eins ist auf jeden Fall klar: Wir werden verdammt aufpassen müssen, Nummer Eins.«

5. November 1944

Kap der Guten Hoffnung

Die See war aufgewühlt vom immerwährenden Kampf der beiden Ozeane, die hier seit Urzeiten aufeinanderprallten. Schwarze Gewitterwolken zogen in einer kompakten Decke rasch gegen den afrikanischen Kontinent. Sie sorgten dafür, dass die Morgendämmerung nur langsam einsetzte.

Zu Beginn der Reise war das U-Boot stets bei Tagesanbruch auf Periskoptiefe gegangen, um nicht von feindlichen Schiffen oder Flugzeugen entdeckt zu werden. Da U-99 mit einem Schnorchel ausgerüstet war, konnten die Dieselmotoren auch unter Wasser eingesetzt werden. Zwar war das sechshundsechzig Meter lange U-Boot dadurch wesentlich langsamer als an der Wasseroberfläche, dafür ließen sich die Elektromotoren schonen, die bei tieferer Tauchfahrt die einzige Antriebsquelle bildeten.

Das Ganze hatte allerdings auch einen Nachteil. Gerade bei rauer See kam es gelegentlich vor, dass sich die Schwimmerventile schlossen, die Maschine aber immer noch Luft zog. Dadurch konnte es zu einem plötzlichen Druckabfall kommen. Inzwischen hatten zwei Männer ein geplatzt Trommelfell. Wilfried entschloss sich daher an diesem Morgen, das Kap der Guten Hoffnung tauchend zu umfahren. Zwar machten sie mit knapp acht Knoten nicht mal halb so viel Fahrt wie an der Oberfläche, das Wohl der Besatzung war ihm aber wichtiger. Er gab die entsprechenden Befehle dem Offizier vom Dienst, danach begab er sich in seine Kabine.

Er saß über seine Seekarten vertieft, als zweimal laut gegen das Schott seiner Kajüte geklopft wurde.

Im schmalen Gang standen Strasser und Klein und streckten die Arme halb in die Kapitänskajüte. »Heil Hitler! Wir müssen dringend mit Ihnen reden, Kapitän.«

Wilfried lehnte sich in seinem Drehstuhl zurück. »Sicher. Kommen Sie herein – und bitte lassen Sie das mit dem deutschen Gruß in Zukunft bleiben. Es laufen schon Wetten unter der Besatzung, wer von Ihnen sich als Erster eine Hand bricht.«

Die SS-Männer tauschten einen verärgerten Blick, dann traten sie ein. Obschon es nur eine Sitzgelegenheit gab, bot Wilfried ihnen an, Platz zu nehmen.

Die SS-Offiziere blieben vor dem winzigen Klapptisch stehen. Keiner schien sich die Freiheit herausnehmen zu wollen, als Einziger der Aufforderung nachzukommen. Er folgerte daraus, dass keiner über den anderen gestellt war und beide über die »Operation Morgentau« Bescheid wussten.

Wie meist war es Strasser, der das Gespräch begann. »Wie wir bemerkt haben, haben Sie die Motoren abstellen und auf Batterieantrieb umstellen lassen. Gibt es einen besonderen Grund?«

»Den gibt es. Die Gewässer um das Kap sind naturgemäß sehr stürmisch, nun braut sich auch noch ein Unwetter zusammen. Ich kann nicht noch mehr verletzte Männer gebrauchen.«

»Sie kennen unseren Zeitplan. Verzögerungen dieser Art können wir uns nicht leisten. Ich schlage vor, Sie stellen wieder auf diese Schlauch-, Schnorchel- oder wie auch immer Sie die Vorrichtung nennen um.«

Er betrachtete die SS-Männer mit ausdrucksloser Miene. »Wie ich Ihnen bereits vor einigen Tagen sagte: Wenn es um die Sicherheit dieses Bootes und seiner Besatzung geht, entscheide ich. Aber ich kann Sie beruhigen. Das Kap haben wir bald hinter uns, dann wird es etwas ruhiger. Bis wir die Timorsee erreichen, werden wir zudem nur auf wenig Schiffsverkehr stoßen. So können wir hauptsächlich an der Wasseroberfläche bleiben. Von da an hängt alles von unserem Glück ab.«

»Sie meinen wohl eher von den Befehlen, die Sie von uns erhalten«, erwiderte Klein herablassend.

»Keineswegs. Es sei denn, Sie von der Schutzstaffel wüssten bereits, welches Wetter uns in den indonesischen Gewässern erwartet.«

Generalleutnant Kleins leicht aufgedunsenes, pocken-narbiges Gesicht lief rot an. Ehe er jedoch etwas sagen konnte, ergriff Strasser wieder das Wort. »Nun, wie Sie eben bemerkten, haben wir das Ärgste bald überstanden. Unangenehmer als in den letzten Tagen kann es also nicht mehr werden.«

»Wenn Sie sich da mal nicht täuschen. Da drüben ist jetzt Monsunzeit und Wirbelstürme sind in diesen Monaten keine Seltenheit.« Wilfried studierte Strassers totenbleiche Züge. Seit Beginn der Reise litt der SS-Offizier unter Seekrankheit und das ihm zugeteilte Quartier über den Aalen, wie die U-Boot-Besatzungen die Torpedos nannten, taten ihr Übriges. »Das wäre an und für sich kein Problem.

Da wir aber knapp an Diesel sind, müssen wir so oft es geht an der Wasseroberfläche bleiben. Stellen Sie sich also schon mal darauf ein.«

Strassers Augen weiteten sich.

Das war der Moment, um nachzuhaken. »Ich schlage vor, wir besprechen unseren weiteren Kurs so bald wie möglich. Je mehr Informationen Sie mir geben, umso eher kann ich Alternativen und Sicherheitsvorkehrungen treffen. Sie wissen ja selbst, dass die Kaiserliche Japanische Marine seit einigen Monaten mit schweren Verlusten zu kämpfen hat. Wir sollten also nichts dem Zufall überlassen.«

»Also gut«, begann Klein vorsichtig, »vielleicht ist es an der Zeit, Ihnen einige Informationen über die Mission zu geben ...«

Wilfried erfuhr, dass sich U-99 nach dem Betanken durch das japanische Versorgungs-U-Boot vor der Insel Selaru in der Arafurasee mit zwei japanischen Unterseebooten treffen sollte. Der größte Teil der Kisten, über deren Inhalt sich die SS-Offiziere noch immer ausschwiegen, sollte auf eines der U-Boote umgeladen werden. Das andere Boot hatte die Aufgabe, sie weiter nach Japan zu geleiten, wo Wilfrieds Passagier schon ungeduldig erwartet wurde.

27. November 1944

Hibernia Riff, Timorsee

Wilfried stand breitbeinig auf dem Kommandoturm. Um das Fernglas besser ansetzen zu können, schob er seine Mütze weit nach hinten. Mit einer Hand hielt er sich an der Reling fest und beobachtete besorgt die dunkelgraue, sich aus Nordwesten nähernde Gewitterfront.

Seit sie sich mit dem japanischen Versorgungs-U-Boot getroffen und ihre Treibstoffvorräte aufgefüllt hatten, waren sie gut vorangekommen. Sie hatten fast immer eine Marschgeschwindigkeit von vierzehn Knoten beibehalten

können, hätten aber auch problemlos siebzehn Knoten machen können. Da sie aber sparsam mit ihrem Treibstoff umgehen mussten, durften sie nicht schneller fahren. Unterwegs waren sie lediglich zweimal fremden Schiffen begegnet; einem alten, vom Rost zerfressenen peruanischen Frachter, von dem Wilfried bezweifelte, dass er seinen Bestimmungshafen je erreichen würde und vor drei Tagen, kurz vor Mitternacht, einem nur leicht geschützten englischen Versorgungskonvoi. Wilfrieds Mannschaft war in helle Aufregung geraten und hatte auf den Gefechtsbefehl gewartet, doch er gab stattdessen die Order zum sofortigen Abtauchen. Die Männer waren enttäuscht gewesen – mit Ausnahme von Franz Ziegler.

Doch nun war eine ganz andere Gefahr im Anzug: Ein Sturm, der sich für seinen Geschmack viel zu schnell aufbaute, um nur ein harmloses Tropengewitter zu sein.

In der Luke erschien Zieglers blonder Igelkopf. Er war gerade im Begriff, auf den Kommandoturm zu klettern, als eine große Welle über U-99 stob. »Na bestens«, meinte er und lachte. Er trat neben Wilfried und rieb sich das Wasser aus dem Gesicht. »Nächstes Mal spare ich mir die Morgentoilette in der engen Dusche und komme gleich hier hoch.«

»Was machen Sie schon hier? Ihr Dienst beginnt doch erst in einer Dreiviertelstunde.«

Zieglers Blick wanderte nach Norden, wo Himmel und Ozean verschmolzen, als wären sie aus flüssigem Blei. »Du meine Güte! Es stimmt also. Und wir sind bald mittendrin.«

»Vielleicht können Sie sich etwas präziser ausdrücken, Nummer Eins.«

Ziegler nahm Haltung an. »Entschuldigen Sie, Kapitän!« Er kramte einen Zettel aus seiner Uniform. »Ich war gerade im Kontrollraum, als der Funkmaat diese Meldung auffing.«

Wilfried überflog den Funkspruch, der die Schiffe in der Timorsee vor dem bevorstehenden Zyklon warnte.

»Hm, die Meldung kommt spät. Die australische Navy muss überrascht worden sein – so wie wir.«

Ziegler nickte. »Die See wird zusehends aufgewühlter. Da kommen einige in Teufels Küche, wenn sie keine soliden Planken unter den Füßen haben.«

»Wir gehen auf Tauchfahrt, Nummer Eins. Im Augenblick machen wir gerade mal noch zehn Knoten, da sind wir unter Wasser auch nicht viel langsamer. Und informieren Sie unsere zwei Nervensägen.«

»Das ist nicht nötig, sie haben es bereits mitbekommen. Strasser reihert gerade die Toilette voll und Klein verlangt, Sie unverzüglich zu sprechen.«

Wilfried verdrehte die Augen und seufzte. »Manchmal überkommt mich der unbändige Drang, die beiden eigenhändig in ein Torpedorohr zu stopfen und zu den Fischen zu schicken.«

»Darf ich fragen, weshalb Sie es nicht tun?«

»Weil sich die armen Fische nur den Magen verderben würden.«



Max spuckte seinen Kautabak, auf den er während langer Flüge nie verzichtete, in eine alte Blechbüchse, die er speziell zu diesem Zweck immer an Bord hatte. Er flog aus Richtung Nordwesten mit seinem Avro Lancaster Bomber direkt auf ein Unwetter zu.

»Verflucht noch mal, was ist das da vorn für eine Scheiße, Ridley?«

Kopilot Ridley Wright, ein mächtiger Kerl aus Queensland, mit der Figur eines Hereford-Bullen und den Augen eines frisch geborenen Lamms, zuckte mit den Schultern und grinste. »Keine Ahnung, Max. Sieht nach einer mächtig dicken Suppe aus. Ist wohl besser, dass du das Zeug ausgespuckt hast, bevor du alles vollkotzt.«

»Halt's Maul, du Rindvieh.«

»Jawohl, Major Oates.«

Max sah das Grinsen seines Kopiloten nicht, aber er hörte es. »Mich würde vielmehr interessieren, weshalb uns der Wetterdienst in Darwin nicht darüber informiert hat.«

»Major, da ist gerade eine Zyklon-Warnung durchgekommen«, sagte Leutnant Baker, der hinter ihnen saß. »Die meinen, es könnte einer der schlimmsten der letzten Jahre werden.«

Max biss ein großes Stück Kautabak ab und schob es in den Mund. »Wie einschückernd«, sagte er. »Un' wa'um hab'n unsch diesche Holschköpfe nich' schon f'üher gewa'nt?« Er wandte sich zu dem Navigator um.

Baker spielte nervös mit dem Kabel seines Kopfhörers. »Darwin hat sich entschuldigt. Die Meldung unseres Flugs ist bei ihnen erst vor einer halben Stunde reingekommen. Irgendwer in Colombo hat offenbar nach unserem Abflug dort verschlampt, es nach Darwin weiterzugeben.«

Max schüttelte seufzend den Kopf und spuckte wieder in seine Dose. »Mann, diese Teepflücker können froh sein, dass wir ihnen die Japsen vom Hals halten. Ohne uns hätten die Schlitzaugen sie schon längst zu Kushi verarbeitet.«

»Das heißt Sushi«, korrigierte Ridley ihn aufgeräumt.

»Ist mir scheißegal, wie das Zeug heißt. Haben die Jungs in Darwin wenigstens eine Idee, wie wir den Sturm am besten umfliegen?«

»Ja«, antwortete der Navigator. »Die sagen, wenn wir genug Treibstoff haben, sollen wir weiter nach Süden ausweichen, ehe wir Kurs auf Darwin nehmen. Sonst sollen wir in Broome runtergehen.«

»In diesem lausigen Perlenfischernest?«, fragte Max ungläubig. »Haben die überhaupt eine Landebahn, die groß genug ist, um den Vogel heil runterzubringen?«

Baker nickte. »Sie ist lang genug, dass man ohne zu bremsen bis zum Ayers Rock ausrollen kann.«

Als Ridley Max' ärgerliches Gesicht sah, kicherte er.

»Schon gut«, sagte Max und knuffte seinen Kopiloten in die Seite. »Ich hab's kapiert. Trotzdem würde ich lieber weiterfliegen. Wir haben schon zwei Tage mit der Reparatur in Colombo verloren und ich möchte gern rechtzeitig zum Geschwader in Townsville stoßen, um den Vogel nochmals durchchecken zu lassen.«

»Das wird Ian nur recht sein.«

Max nickte. Ian Fleming war der Flugingenieur an Bord der Avro 683. Zur Hälfte war er Ire, doch alle, die ihn kannten, schworen, er habe mehr Temperament als drei waschechte Iren zusammen. Ian liebte den einundzwanzig Meter langen und gut dreißig Tonnen schweren Bomber, als würde er ihm gehören. Seiner besonderen Fürsorge erfreuten sich dabei die vier Rolls-Royce Merlin XX Motoren mit ihren 5120 Pferdestärken. Sie entzückten ihn mehr als ein Dutzend hübscher Mädchen in knappen Badeanzügen.

Normalerweise war Fleming bei jeder Wartung der Motoren dabei, aber nicht dieses Mal. Sie waren mit einem Geschwader unterwegs gewesen, das aus Europa nach Townsville in Australien versetzt worden war, als sie plötzlich Probleme mit einem der Triebwerke bekommen hatten. Während das Geschwader weiterflog, mussten sie auf der RAF-Basis *China Bay* auf Ceylon zwischenlanden. Dort hatte Fleming den Fehler begangen, die heimische Küche zu versuchen – um danach die meiste Zeit auf der Toilette zu verbringen.

Max fand, dass der kleine Ire mit seinen feuerroten Haaren, dem sommersprossigen Gesicht und den schiefen Zähnen so ziemlich der hässlichste Kerl war, den er kannte. Aber alle an Bord sahen in ihm ein Maskottchen, dem die Avro Lancaster auch ihren Namen *Fire Devil* verdankte.



Seit einigen Minuten klopfte Ian immer wieder gegen das Glas der Temperaturanzeige, doch die Nadel kletterte mehr und mehr in den roten Bereich. In diesem Moment wünschte er sich, er wäre bei der Kontrolle der Motoren dabei gewesen, selbst, wenn er sich in die Hosen gemacht hätte.

Er kroch den Gang nach unten, bis er einen Blick aus der Beobachtungskanzel unter dem Buggeschütz auf die Backbordmotoren werfen konnte. Unter Triebwerk vier sah er einen dünnen Ölstrahl, der schwarze Streifen auf der Flugzeugverkleidung hinterließ. Aus dem Auspuff trat zudem schwarzer Qualm. Ian fluchte und machte sich auf den Weg zum Cockpit.

Als er in die Kabine kletterte, schimpfte er noch immer. Oates und Ridley warfen sich einen kurzen Blick zu und drehten sich grinsend um.

»Na, Sergeant, was gib't für Ärger?«, wollte Oates wissen.

»Ich hätte diese angelsächsischen Bastarde in Ceylon nie an die Motoren lassen dürfen. Jetzt haben wir den Salat!«

»Was ist denn los?«, fragte Ridley.

»Motor Nummer vier verliert Öl und die Anzeige ist schon im roten Bereich. Wir müssen ihn abschalten, sonst riskieren wir, dass sich ein Kolben festfrisst und Feuer fängt. Das ist aber noch nicht alles: Triebwerk drei bringt vierzig Umdrehungen zu wenig. Da haben wahrscheinlich ein oder mehrere Zylinder Zündaussetzer. Wäre gut, wenn wir den eine Weile schonen.«

»Okay, Jungs.« Oates seufzte. »Das wär's. Drehen wir ab und amüsieren uns in diesem Fischernest, sofern die ein schönes, kühles Bier haben. Ach, und Fleming: Kannst du Nummer drei noch ein Weilchen hätscheln? Ich möchte ungern mit nur zwei Motoren weitermachen.«

»Nur, wenn ihr sie schont und vor Überhitzung bewahrt«, brummte Ian.

»Gut, dann drosseln wir die Motoren und gehen auf siebenhundertfünfzig Fuß runter. Ist vielleicht ein wenig tief, aber wir haben ja kräftig Rückenwind und die Turbulenzen sind dann auch nicht so stark.«



Wilfried war im Begriff, den Kommandoturm zu verlassen, als er aus den Augenwinkeln eine Bewegung im Grau der Wolken wahrnahm.

Er wollte gerade das Fernglas zu Hilfe nehmen, da sah er sie. Die große, militärgrüne Maschine verschmolz fast mit der Farbe des Himmels und kam direkt auf das U-Boot zugeflogen. Ihm war sofort klar, dass es keinen Sinn mehr hatte, das 18,8 cm Flakdeckgeschütz in Position bringen zu lassen. Stattdessen griff er nach dem Sprechrohr, das in den Kontrollraum führte. »Achtung, hier spricht der Kapitän! Feindliches Flugzeug im Anflug. Alle Mann unverzüglich auf Tauchstation gehen, ich wiederhole: Sofort auf Tauchstation gehen!«



Die *Fire Devil* überflog das U-Boot mit 120 Knoten.

»Mann, ich glaube, dieser verfluchte bengalische Rum hat mir nicht gutgetan«, stammelte Ridley. »Das Hakenkreuz auf dem Kommandoturm hab ich mir doch bloß eingebildet, oder?«

Max schüttelte langsam den Kopf. »Möglicherweise hat's mal nichts mit deiner Sauferei zu tun. Ich frage mich, was die Krauts hier verloren haben.«

Billy Sommers, einer der drei Bordschützen und ein Heißsporn von gerade mal neunzehn Jahren, meldete sich über den Bordfunk aus der Geschützkanzel am Bug unter dem Cockpit. »Käpt'n, haben Sie das gesehen? Es ist ein

U-Boot-Typ VII, der häufigste der deutschen Kriegsmarine. Ich kenne es aus der Ausbildung. Mann, ich gäbe was drum, wenn ich so einem Ding ein paar Luftlöcher verpassen könnte.«

»Dazu kriegst du gleich Gelegenheit, Billy.« Max zog den Steuerknüppel nach Backbord und die Avro Lancaster beschrieb eine weite Linkskurve. Als er die Maschine wieder auf Kurs gebracht hatte, beschleunigte er und ging in einen leichten Sinkflug über.

Ridley schüttelte den Kopf und blickte besorgt auf die Armaturen. »Das halte ich für keine gute Idee.«

»Wo ist denn dein queensländischer Sinn fürs Abenteuer geblieben?«, stichelte Max zurück und spuckte in seine Büchse.

Die 7,7 Millimeter Zwillings-Maschinengewehre spien ihre Leuchtspurgeschosse auf das abtauchende U-Boot. Die meisten Geschosse verfehlten ihr Ziel, doch einige trafen die gepanzerte Hülle um den Geschützturm, wo sie aber nur wenig Schaden anrichteten.

Noch einmal drehte Max den Bomber nach Backbord, dann steuerte er auf die Stelle zu, an der das Unterseeboot Sekunden zuvor in der schwarzen Tiefe verschwunden war. Er öffnete den Bombenschacht, drückte auf einen der roten Auslöserknöpfe, worauf sich zwei Sprengkörper aus ihren Verankerungen lösten. Anschließend zog er die Maschine leicht nach Steuerbord, um wieder auf Kurs zu kommen.

In diesem Augenblick setzte das zweite Backbordtriebwerk aus und fing Feuer. Die Avro Lancaster wurde durch den einseitigen Schub der beiden verbliebenen Steuerbordtriebwerke steil nach links gedrückt und raste auf den brodelnden Ozean zu.

Verzweifelt versuchten Max und sein Kopilot, das Steuer nach rechts zu ziehen, doch es war bereits zu spät. Die linke Flügelspitze streifte eine Wellenkuppe, das Flugzeug

sackte noch mehr zur Seite und jagte knapp über dem brodelnden Ozean geradewegs auf einen riesigen Brecher zu. Die Fenster der Flugzeugkanzel explodierten beim Aufprall und das hineinschießende Wasser riss Ridley und Max samt den Sitzen von ihren Plätzen.



Wilfried kletterte die Leiter zum Kontrollraum hinunter, als die ersten Geschosse die U-99 trafen. Durch die Wucht der Detonationen stürzte er im engen Schacht nach unten.

Sofort eilte Ziegler zu ihm und half ihm auf die Beine.
»Sind Sie verletzt, Kapitän?«

»Ich glaube, ich habe mir den Arm gebrochen«, stieß Wilfried hervor. »Aber das ist jetzt nicht wichtig. Wir müssen unbedingt Tiefe gewinnen, ehe die zurückkommen!«

Ziegler nickte, eilte zum Tiefenruder zurück, drehte es hart nach Backbord und steuerte das Unterseeboot weg vom nahen Riff in Richtung der rettenden Tiefe.

In diesem Augenblick explodierten die beiden Bomben an der Wasseroberfläche. Obwohl ihre Druckwellen weniger stark waren als die richtiger Wasserbomben, reichten sie aus, um das erst einige Meter abgetauchte U-Boot mit voller Wucht zu treffen und gegen eine abseits des Hauptriffes aufragende Korallenwand zu drücken. Während U-99 an dem Riff entlangscheuerte, wurde sie heftig durchgerüttelt. Mit dem unheimlichen Klang sich verbiegender und berstenden Stahls entstanden in der Bootshülle immer mehr Risse, durch die das Wasser nach innen drang.

Die Mannschaft schlitterte wild durch die Gänge. Aus geplatzen Rohren schoss kochend heißer Wasserdampf, überall schrien Männer aus Schmerz oder Panik und ihre Stimmen mischten sich mit denen des sterbenden U-Boots.

1. Teil

Das Tagebuch

20. Oktober 2012

Zürich, Schweiz

Vince trat aus der warmen Halle des Hotels Savoy auf den belebten Gehsteig der Bahnhofstraße. Fröstelnd schlug er den Kragen seiner Jacke hoch. Ein feuchtkalter Nordwestwind wirbelte gelb und rotbraun verfärbte Blätter durch die herbstlichen Straßen. Mit aller Kraft zerrien und schüttelten die Windböen an den Bäumen und versuchten, den fast nackten Ästen das letzte Laub zu entreißen.

Einen Augenblick beobachtete Vince den abendlichen Menschenstrom, der sich seinen Weg zu den weißblauen Straßenbahnen suchte. Einige Passanten warfen ihm ärgerliche Blicke zu, weil sie einen Bogen um ihn machen mussten, doch das kümmerte ihn wenig. Tatsächlich fühlte er sich so wohl wie seit vielen Monaten nicht mehr.

Er ging zur nahen Haltestelle der Tram-Linie elf, wo bereits eine kleine Menschentraube wartete. Einige Leute sahen ungeduldig auf ihre Uhren, andere taten einen Schritt auf die Gleise, um sicherzugehen, dass es sich nur noch um Sekunden handelte, bis die Straßenbahn eintraf.

Zürich war für Vince, obwohl er hier aufgewachsen war, immer ein wenig fremd geblieben. Wie in allen Städten, in denen Geld, Reichtum und Macht allgegenwärtig sind, waren die Menschen geprägt vom unaufhörlichen Streben nach Erfolg und Wohlstand, wobei Zuverlässigkeit ebenso zu ihren Tugenden gehörte wie Pünktlichkeit. Für seinen Geschmack nahmen es die Menschen damit allerdings oft entschieden zu ernst.

Er blickte über den Paradeplatz, wo zu dieser Tageszeit ein schier unentwirrbares Durcheinander von sich gegenseitig behindernden Straßenbahnen herrschte. Dahinter lag die imposante Sandsteinfassade der CS-Bank. Dort würde bald eine beträchtliche Summe auf sein Konto überwiesen werden, was einer der Gründe für seine gute Laune war.

Soeben hatte er den Verkauf seiner privaten Sicherheitsfirma abgeschlossen, die er vor neun Jahren gegründet hatte. Grund dafür war die Scheidung von Sandra. Seit seine Frau vor einem Jahr mit einem Börsenmakler durchgebrannt war, der bei krummen Geschäften eine große Summe beiseitegeschafft hatte, war ihm irgendwie die Lust an der Arbeit verloren gegangen. Anstelle dessen war das Bedürfnis gewachsen, etwas Neues zu versuchen.

Der erste Schritt war der Verkauf seiner Firma. Noch wusste er nicht, wie sein weiteres Leben aussehen sollte, doch er spürte, dass da etwas war, was ihn magisch anzog und dem er folgen musste. Es war nichts Greifbares, mehr ein Flüstern aus den Tiefen seiner Seele.

Doch zunächst wollte er sich einen langen Urlaub gönnen, etwas, wozu er die letzten Jahre nie Zeit gefunden hatte.

Um sich die gute Stimmung nicht zu verderben, indem er sich in eine der vollgestopften Straßenbahnen quetschte, schlenderte er die teure Einkaufsstraße hinauf. In einem Delikatessengeschäft kaufte er ein Lachssandwich und eine Flasche guten Single Malt Whisky. Dann stieg er in ein Taxi und ließ sich nach Hause fahren.

Als er seine Dachwohnung betrat, die sich in einem gepflegten Mietshaus am Rande des Zürichberges befand, war es schon fast dunkel.

Von der Terrasse genoss er einen großartigen Blick über die Stadt und den See, und an klaren Tagen konnte er sogar die Alpen sehen. Zu dieser Jahreszeit hing allerdings meist eine dicke graue Hochnebeldecke über dem Flachland und die Sicht beschränkte sich auf die umliegenden

Hügelketten. Sein Haus, das an der rechten Seeseite lag, hatte er kurz nach der Scheidung verkauft. Viele seiner Freunde meinten zwar, dass dies eine überstürzte Entscheidung gewesen sei, doch für ihn waren einfach zu viele schmerzliche Erinnerungen damit verbunden.

Vince warf den Stapel Post auf den alten Brunswick-Billardtisch im Wohnzimmer, ging zur Bar und schenkte sich einen Whisky ein. Nachdem er zum Spieltisch zurückgekehrt war, setzte er sich auf die Bande und sah die Briefe durch.

Sofort sprang ihm ein großer, dicker Umschlag ins Auge. Er war in Australien aufgegeben worden. Vince drehte ihn auf der Suche nach dem Absender um. Er fand nur die Initialen B. F., doch das reichte ihm. Der Brief war von seinem vier Jahre jüngeren Bruder Bryan, den er schon über zehn Jahre nicht mehr gesehen hatte und der auch sonst nur selten ein Lebenszeichen von sich gab. Wenn er sich einmal meldete, steckte er stets in einem anderen Winkel des Erdballs – und meist auch in finanziellen Schwierigkeiten, aus denen Vince ihm bisher immer herausgeholfen hatte.

Die meisten Leute hätten sich vermutlich ausgenutzt gefühlt, Vince nahm die sporadischen Bitten nach Geld jedoch gelassen. Irgendwie beneidete er seinen Bruder sogar für dessen ungebundenes und abenteuerliches Leben. Manchmal fragte er sich, wie wohl sein eigenes verlaufen wäre, wenn er anstelle seines Bruders nach der Trennung ihrer Eltern bei seiner Mutter geblieben wäre.

Damals war er siebzehn Jahre alt gewesen, Bryan dreizehn. Ihre Mutter war Engländerin und nach der Scheidung wollte sie mit Bryan und ihm zurück nach London. Vince gefiel diese Idee jedoch gar nicht. Lieber wollte er in der Schweiz bleiben, wo er bereits eine Lehre begonnen hatte. Das Ende war, wie oft in solchen Situationen, ein Kompromiss. Vince blieb bei seinem Vater, Bryan zog mit der Mutter nach England. Dort blieb er aber nicht lange.

Mit sechzehn riss er von zu Hause aus und war seitdem auf Achse.

Als müsste er sich Mut antrinken, nahm Vince einen kräftigen Schluck seines Whiskys, dann öffnete er den Umschlag. Neben einem Brief von Bryan enthielt er Fotokopien, die offenbar von einem handgeschriebenen Tagebuch stammten. Vince legte die zusammengehefteten Kopien erst einmal beiseite und begann den Brief zu lesen.

Hallo Brüderchen!

Es ist lange her, seit ich mich das letzte Mal bei dir gemeldet habe. Wahrscheinlich bist Du darüber nicht mal traurig. Doch keine Angst, diesmal will ich Dich nicht anpumpen. Tatsächlich bin ich einer Sache auf der Spur, die meine Geldsorgen für immer lösen könnte – deshalb brauche ich auch Deine Hilfe. Aber am besten beginne ich von vorn.

Als ich vor etwas mehr als einem Jahr in Australien ankam, machte ich mich auf den Weg ins Landesinnere. Ich wollte mein Glück als Goldgräber versuchen. Doch ich kam nur bis Coober Pedy, einem Opalschürfernest in Südaustralien. Dort verlor ich beim Pokern gegen einen Digger mein ganzes Geld. Ich hatte schon mit dem Gedanken gespielt, Dir zu schreiben, als ich in einem Pub einen alten, ziemlich verrückten Deutschen kennenlernte. Ihm gehörte eine Opalmine. Seinen richtigen Namen kannte ich damals noch nicht. Hier nannte man ihn nur Crazy Digger. Der Alte war über achtzig, aber immer noch unglaublich gut auf den Beinen. Er bot mir an, für ihn zu arbeiten – was mir natürlich gelegen kam. Vor zwei Wochen haben wir nach einem guten Fund mal wieder so richtig gefeiert. Wir waren schon ziemlich blau, da erzählte er mir von einem deutschen U-Boot, das vor über 65 Jahren irgendwo vor der australischen Nordwestküste gesunken sein soll. Ich nahm die Geschichte zunächst nicht ernst und vergaß sie auch bald wieder. Doch vor ein paar Tagen kam Crazy Digger bei Sprengungen in der Mine ums Le-

ben. Beim Durchschauen seiner Sachen stieß ich zufällig auf sein Tagebuch. Ich habe Dir einige Seiten daraus kopiert. Kannst Du Deinen Schwiegervater bitten, einige diskrete Nachforschungen anzustellen? Als ehemaliger Geschichtsprofessor kann er bestimmt herausfinden, ob was an der Sache dran ist. Ich wäre dir wirklich dankbar. Melde mich in einer Woche wieder bei Dir. Viel Glück und behandelt das Ganze bitte vertraulich.

Bryan

Vince legte den Brief beiseite, kippte seinen Drink in einem Zug hinunter und ging erneut zur Bar, um sich nachzuschenken. Anschließend setzte er sich mit den Fotokopien in einen Sessel und begann zu lesen.

Als er fertig war, schüttelte er ungläubig den Kopf – er musste unbedingt seinen Schwiegervater anrufen.

Nach nur dreimaligem Klingeln nahm Robert Neumann ab. Den Hintergrundgeräuschen nach zu urteilen, stand er in der großzügigen Küche seines Hauses in Küsnacht, einer der wohlhabenderen Gemeinden am rechten Zürichseeufer. Durch das Telefonklang Ravels *Bolero*, Roberts bevorzugte Musik beim Kochen.

»Hier Neumann. Bei mir läuft Ravel in Fortissimo, außerdem bin ich gerade im Begriff, eine Ente ihrer kulinarischen Bestimmung zuzuführen. Also machen Sie's kurz oder rufen Sie morgen wieder an.«

Vince musste lachen. Robert hatte nicht nur das Aussehen eines ausgewachsenen Grizzlys, er hatte auch dessen Stimme und Manieren, vom Appetit ganz zu schweigen.

Er war weniger ein Schwiegervater, sondern vielmehr ein enger Freund. Nach Vince' Scheidung hatte sich diese Freundschaft noch vertieft, was unter anderem daran lag, dass Sandra Roberts einzige Tochter war und dieser nicht verstand, weshalb sie auch zu ihm so plötzlich alle Brücken abgebrochen hatte.

»Vince hier, nette Begrüßung. Vielleicht nicht ganz geeignet, wenn du eine hübsche Witwe an der Strippe hast, die du gern mit deinen Kochkünsten verwöhnen möchtest. Aber daran kannst du ja noch arbeiten.«

»Dazu müsste ich erst mal eine kennenlernen, die so leidenschaftlich gern isst wie ich, sich aber von meiner Küche fernhält, weil sie vom Kochen nicht mehr Ahnung hat als ein Fisch vom Skilaufen. – Was hast du auf dem Herzen?«

»Ich habe hier etwas, aus dem ich nicht ganz schlau werde. Vielleicht kannst du Licht in die Angelegenheit bringen.«

»Klingt geheimnisvoll. Was ist es denn?«

»Ein altes Tagebuch. Oder besser, die Kopie davon.«

»Schön. Hast du schon zu Abend gegessen?«

»Nein – und offen gestanden hatte ich gehofft, dass du das fragen würdest.«

»Okay, dann mach dich auf den Weg. Der Ente wird es wahrscheinlich egal sein, dass sie heute in zwei Bächen endet; von mir kann ich das allerdings nicht behaupten.«

Vince fuhr die gewundene Auffahrt zu Roberts Haus hinauf und parkte den Wagen auf einem Kiesparkplatz neben der von Efeu überwucherten Villa. Dann stieg er die Stufen zum Eingang hoch und klingelte.

Robert streckte ihm seine riesige Pranke entgegen. »Da bist du ja, mein Junge! Komm rein und mix uns zwei Drinks. Du weißt ja, wo alles steht.« Er machte auf dem Absatz kehrt und eilte zurück in die Küche.

Vince holte aus dem Wohnzimmer zwei doppelte Bourbons. Anschließend setzte er sich an die breite Theke, die Küche und Wohnbereich trennte. Er beobachtete den weißbärtigen Riesen, der in einer rosafarbenen Rüschen-schürze am Herd stand und gerade mit Cognac ein wohl-duftendes Pilzgericht verfeinerte.

»Tolle Schürze. Bringt hervorragend deine feminine Seite zur Geltung.«

Robert wandte sich um. Seine schiefergrauen Augen funkelten beleidigt. »Quatsch nicht blöd«, er drohte mit erhobenem Kochlöffel, »sonst landest du neben der Ente im Backofen. Und zu deiner Information: Die Schürze gehört meiner Haushälterin Teresa. Ich benutze sie nur, weil meine in der Wäsche ist.«

»Die Frau hat Geschmack«, zog Vince seinen Schwiegervater weiter auf.

»Findest du? Dann lasse ich sie an meiner Stelle dein Weihnachtsgeschenk aussuchen.«

»Na gut, du hast gewonnen. Was gibst's zu futtern?«

»Etwas«, knurrte Robert, »dessen kulinarische Raffinesse dein Fast-Food-Gaumen wohl kaum gebührend zu würdigen weiß ...«

Während des köstlichen Abendessens, das aus einer mit Sherry und Honig marinierten Wildente, Steinpilzen in Weißweinsauce, selbst gebackenem Brot und einem exquisiten Walliser Rotwein bestand, unterhielten sie sich über die verschiedensten Themen, nicht aber über das Tagebuch. Robert besprach wichtige Dinge lieber nach dem Essen.

Als sie es sich vor dem prasselnden Kaminfeuer mit einer weiteren Flasche Cornalin bequem gemacht hatten, erzählte Vince von Bryans Brief. Dann reichte er seinem Schwiegervater die Tagebuchkopien.



Robert setzte seine Lesebrille auf die Nasenspitze. »Die Sache klingt ziemlich fantastisch. So fantastisch, dass sie schon wieder wahr sein könnte. Es gab nämlich tatsächlich deutsche U-Boote, die nach Japan fuhren.« Er hielt die zusammengehefteten Blätter in die Höhe. »Aber ich werde das erst einmal durchlesen, dann kann ich dir vielleicht mehr sagen.«

Die ersten Eintragungen waren kurz. Sie beschrieben die geheime, aber ereignislose Fahrt von der Nordsee bis in die Timorsee. Es schien das typische Tagebuch eines Offiziers zu sein, geschrieben im Stil eines zweiten Logbuches. Doch dann, ab Ende November 1944, änderte sich das. Die Eintragungen wurden ausführlicher und persönlicher.

27. November 1944

Kurz nach achtzehn Uhr wurden wir von einem unbekanntem Flugzeug angegriffen. Es war schlimmer, als ich es mir je vorgestellt hatte. Einzig Kapitän Krügers schnellem Handeln ist es zu verdanken, dass wir jetzt nicht alle tot und für immer in U-99 eingeschlossen auf dem Meeresgrund liegen.

Doch das U-Boot ist stark beschädigt und lässt sich kaum noch steuern. Die Trimm tanks auf der Steuerbordseite sind leckgeschlagen. Der Kommandoturm wurde ebenfalls beträchtlich beschädigt, als wir gegen ein Riff gedrückt wurden. Überall strömt Wasser ein. Durch das sofortige Auftauchen ist es uns gelungen, den Wassereintritt an einigen Stellen zu vermindern. Trotzdem dringt mehr ein, als wir auspumpen können. Der Elektroantrieb ist zwar noch intakt, aber bei einer Geschwindigkeit von lediglich zwei Knoten können wir höchstens hundertdreißig Seemeilen zurücklegen, ehe die Batterien erschöpft sind. Außerdem wurden das Tiefen- und die Seitenruder beschädigt. Wir sind somit beinahe manövrierunfähig und so bestimmt der Sturm unseren Kurs. Leider haben wir auch acht Tote – darunter unseren unbekanntem Passagier – sowie zahlreiche Verletzte zu beklagen. Einige der Verletzten haben schwerste Verbrennungen oder Verbrühungen und werden ebenfalls sterben. Der Anblick dieser Männer, die Qualen, die sie erdulden, machen mir die ganze Grausamkeit und Sinnlosigkeit dieses Krieges bewusst. Ich bete, dass uns die

Strömung und der Sturm bald an die australische Küste treiben. Nur so haben wir eine Chance.

Was das unbekannte Flugzeug angeht, so war es nach unserem Auftauchen verschwunden. Es wird sicher Meldung machen, doch inzwischen ist es Nacht geworden und so sind wir vorerst sicher.

28. November 1944

Der Sturm hat etwas nachgelassen, aber wir haben inzwischen beinahe 30° Schlagseite an Backbord. In der Nacht sind zudem zwei weitere Besatzungsmitglieder gestorben. Auch der Kapitän ist schwerer verletzt, als ich anfangs glaubte. Außer einem gebrochenen Arm hat er auch innere Verletzungen. Das Atmen fällt ihm immer schwerer und er hustet Blut. Kapitän Krüger hat mir daher das Kommando übertragen, auch wenn Strasser und Klein damit nicht einverstanden sind. Heftiger Regen erschwert seit heute Morgen die Sicht. Ich bin froh darüber, so kann man uns nicht so leicht entdecken.

28. November 1944, Nachtrag

Gegen sechzehn Uhr gestern Abend sichteten wir Land. Nur mit Mühe gelang es uns, einige gefährliche Klippen zu umfahren. Von der Flut wurden wir immer mehr in eine weitverzweigte Bucht getrieben, deren steinige Ufer mit Mangroven bewachsen sind. Je weiter wir kamen, umso höher und zerklüfteter wurden die roten Felswände zu beiden Seiten. Schließlich ragte ein mächtiges Felsenkap aus dem Wasser. Ich versuchte, an Steuerbord vorbeizusteuern, aber wir liefen auf Grund und kippten noch mehr nach Backbord.

Ich gab den Befehl, Verletzte, Lebensmittel, Wasser und alles Überlebenswichtige sofort an Land zu bringen. Die SS-Offiziere Strasser und Klein verlangten jedoch, es müsse zuerst die Ladung geborgen werden. Außerdem wollte Strasser den Schlüssel zum Panzerschrank in Kapitän Krügers Kabine, in dem der Aluminiumkoffer lag, den die beiden in

Las Palmas auf das Boot gebracht haben. Ich widersprach mit der Begründung, dass das Überleben der Besatzung an erster Stelle stehe. Strasser und Klein zogen daraufhin fast gleichzeitig ihre Mauser-Pistolen und bedrohten mich und den Funkmaat Schüssler. Als ich mich weiterhin weigerte, ihre Befehle zu befolgen, richtete Strasser die Waffe auf Schüsslers Kopf und drückte ohne zu zögern ab. Danach zielte er auf mich und sagte, ich hätte genau drei Sekunden Zeit, um zu tun, was er verlange. Ich hatte keine andere Wahl, zumal Klein inzwischen aus dem Waffenschrank eine Schmeisser-Maschinenpistole geholt hatte. Damit zwang er die restliche Besatzung, zum Heck zu gehen, wo er das Kugelschott hinter ihnen versperrte und sie einschloss.

Strasser zwang mich mit vorgehaltener Waffe, zur Kapitänskajüte zu gehen. Ich wollte erst nach Kapitän Krüger sehen, der bewusstlos in seiner Koje lag, doch Strasser ließ es nicht zu. Ich musste den Panzerschrank öffnen und ihm den Koffer übergeben, dann zwang er mich, an Deck zu steigen. Zu dieser Zeit hatte bereits die Ebbe eingesetzt. Ich sah sofort, dass das U-Boot mit dem Bug gefährlich schief auf einer Klippe lag, während das Heck noch vom Wasser getragen wurde. Der Pegel sank rasch und U-99 drohte, über den Felsen zu rutschen und ganz zur Seite zu kippen. Ich wies Generalleutnant Strasser auf die Gefahr hin und drängte ihn, umgehend alle Männer aus dem U-Boot zu evakuieren, doch Strasser ließ sich nicht umstimmen. Offenbar hatte er sich bereits mit Klein besprochen, denn wenige Minuten später erschien dieser mit drei Männern an Deck. Klein befahl ihnen, eine Menschenkette zu bilden, um die Kisten aus dem Torpedoraum zu schaffen. Die Verletzten und alles andere wollten sie danach bergen.

Ich machte mit dem Maschinenobergefreiten Kowalski ein Schlauchboot bereit, mit dem wir die ersten beiden Kisten auf das nur ein paar Meter entfernte Ufer paddelten. Kaum hatten wir dort angelegt, sahen wir, wie sich das U-

Boot mit einem knirschenden Geräusch vom Felsen löste und zur Seite kippte. Strasser und die zwei Männer, die die Kisten auf dem Bootsdeck stapelten, konnten sich gerade noch mit einem Sprung in die braunen Fluten retten. Klein, der neben der Luke stand, wurde jedoch mit dem sich um 180° drehenden Rumpf mitgerissen. Hilflos mussten wir zusehen, wie sich Kommando- und Geschützturm in den weichen Schlamm unter der Wasseroberfläche bohrten. Für einen Augenblick waren wir vor Entsetzen wie gelähmt. Schließlich halfen wir den drei Männern an Land. Strasser sah sich sofort nach Generalleutnant Klein um, der tatsächlich nach einem Moment neben dem U-Boot auftauchte.

Als Strasser seinem Kollegen auf die flachen Felsen half, stürzten sich die Kameraden auf sie und begannen sie zu verprügeln. Ich ging sofort dazwischen, auch wenn ich ihre Reaktion gut verstehen kann. Zum jetzigen Zeitpunkt sind wir gerade mal noch zu sechst, und wenn wir unsere Kameraden retten wollen, geht das nur mit vereinten Kräften.

Nach drei Stunden hatte das Wasser endlich seinen tiefsten Stand erreicht. Der Geschützturm war bis zum Rumpf im Uferschlick versunken. Die Turm-Ausstiegsluke war somit unmöglich zu erreichen. Wir kämpften uns durch den zähen Schlamm, in dem wir immer wieder bis fast zu den Hüften einsanken. Unsere Hoffnung, den Einstieg über der Kombüse hinter dem Wintergarten freizugraben, mussten wir aber bald aufgeben, da der Untergrund viel zu weich war und immer wieder nachgab. Das Gleiche galt für die mit einem Teilstück eines Spants verschlossenen Torpedoübernahmeluken an Bug und Heck. Wir hörten die Klopfzeichen der Eingeschlossenen, konnten ihnen aber nicht helfen. Dann kam die nächste Flut.

Wir schleppten die zwei Kisten – sie sind außer dem Schlauchboot und dem Aluminiumkoffer alles, was wir retten konnten – zwanzig Meter höher zu einer kleinen Baumgruppe am Fuße eines Felsenhügels. Hier sind wir vom un-

ablässigen Regen und den Gezeiten einigermaßen geschützt. Vor den unzähligen Fliegen, die uns schon den ganzen Tag geplagt haben, gibt es aber auch hier kein Entkommen.

29. November 1944

Am Morgen weckte uns das fremdartige Gezwitscher bunter Papageien in den Ästen über uns. Es war noch dämmerig und Himmel, Felsen und Wasser schienen alle aus derselben, blassgrauen Masse zu bestehen. Vereinzelt trieben dünne Nebelschwaden über die unbewegte Bucht, sodass die ganze Szenerie wie aus einer anderen, längst vergangenen Welt wirkte. Wir hatten alle nur wenig geschlafen. Zum einen war es in der Nacht kaum kühler geworden, zum andern waren aus den nahen Mangroven Schwärme blutigieriger Sandfliegen über uns hergefallen. Am meisten beschäftigte uns jedoch das Schicksal unserer eingeschlossenen Gefährten.

Als es hell war, kroch ich unter dem Gestrüpp hervor und sah nach U-99, doch es war verschwunden! Selbst, als ich auf einen der unzähligen Steinquader stieg, sah ich nur schlammig braunes Wasser. Was genau geschehen ist, weiß ich nicht. Vermutlich hatte das U-Boot noch genügend Auftrieb, um von der Flut aus dem Schlick befreit und fortgerissen zu werden, konnte sich aber wegen des stetig eindringenden Wassers nicht wieder in seine Normalposition drehen. Da Bug- und Kommandoturmluke noch offen standen, als U-99 tags zuvor umkippte, muss alles sehr schnell voll Wasser gelaufen sein, ohne dass sich die unter Wasser liegenden Luken von innen noch schließen ließen. Es gibt keinen Zweifel: Alle, die noch an Bord waren, sind tot und liegen zusammen mit dem U-Boot irgendwo da draußen auf dem Grund der Bucht.

Als ich wieder bei den anderen war, informierte ich sie über die Lage. Kowalski und die beiden Bootsmaate Schäfer und Koch waren erschüttert, Strasser und Klein schien das

nicht zu berühren. Mich machte das so wütend, dass ich den beiden am liebsten den Schädel eingeschlagen hätte. Aber Klein las wohl meine Gedanken. Er schob sein rechtes Hosenbein hoch, zog eine kleine Pistole aus einem Halfter an der Wade und warf mir einen warnenden Blick zu.

Den Rest des Tages suchten wir in Zweiergruppen nach Süßwasser und etwas Essbarem. Fliegen und Hitze waren kaum auszuhalten. Zudem hatten sich gegen Mittag auch noch die letzten Wolken aufgelöst, wodurch die feuchtheiße Luft noch unerträglicher wurde.

Kowalski und ich kehrten als Letzte zu unserem Übernachtungsplatz zurück. Wir hatten eine Süßwasserquelle gefunden, die nicht weit von unserem Lagerplatz entfernt zwischen dem Gestein entspringt. Bei Flut liegt sie zwar unter dem Wasserspiegel, aber in unserer Situation können wir froh sein, überhaupt frisches Wasser gefunden zu haben. Außerdem kletterten wir auf den höchsten Punkt des Felshügels, nur um festzustellen, dass wir uns auf einer großen, kargen Insel inmitten der Bucht befinden. Zu beiden Seiten des Eilandes ist jenseits des Wassers lediglich die gleiche, verwitterte Felsenlandschaft zu sehen. Es scheint, wir sind hier weit weg von jeder Zivilisation.

Beim Abstieg entdeckten wir eine Höhle. Der lange, überhängende Eingang ist übersät mit weißen und ockerfarbenen Felsmalereien. Die meisten zeigen menschenähnliche Gestalten mit großen Köpfen, geisterhaften Gesichtern und unheimlichen, überdimensionalen schwarzen Augen. Das Ganze ist wohl eine Heilige Stätte der Ureinwohner. Ob sie diesen Ort noch regelmäßig aufsuchen, kann ich aber nicht sagen.

Schäfer und Koch hatten die Quelle ebenfalls entdeckt. Außerdem trieben sie als Einzige etwas Essbares auf, indem sie Speere schnitzten und drei Fische fingen. Da keiner von uns etwas zum Feuer machen mit sich trug, mussten wir sie roh verzehren.

Wie es scheint, sind Strasser und Klein den ganzen Tag über in der Nähe des Lagers geblieben und haben die Suche nach Nahrung und Wasser uns überlassen. Dies hat zu weiteren Spannungen geführt, die nur deshalb nicht in Gewalt eskalierten, weil Strasser und Klein bewaffnet sind. Ich habe versucht, mit den beiden SS-Leuten zu reden und ihnen klarzumachen, dass wir aufeinander angewiesen sind und nur überleben können, wenn wir uns gegenseitig unterstützen. Doch die beiden haben nur eine einzige Sorge: Nicht in Gefangenschaft zu geraten.

Ich fragte Strasser, was in den Kisten und dem Koffer ist und ob es so viel wert sei, dass zahlreiche tapfere Männer sterben mussten. Er sagte, dies ginge mich nichts an. Das war zu viel für mich. Mit einem Stein versuchte ich, das Vorhängeschloss an einem der Metallbehälter aufzubrechen. Daraufhin zog Strasser seine Mauser und drohte, mich auf der Stelle zu erschießen. Kowalski, Schäfer und Koch stellten sich sofort neben mich, doch Kleins Blick ließ keinen Zweifel daran, dass er uns ohne Zögern umgebracht hätte.

Gut, dass ich das Tagebuch stets bei mir trage. So kann ich die Ereignisse festhalten. Doch ich bin vorsichtig und entferne mich vom Lager, um zu schreiben. Strasser und Klein würden das Tagebuch bestimmt vernichten, wenn sie davon wüssten.

30. November 1944

Am Morgen war der Himmel grau und ein leichter Nieselregen zog über uns hinweg. Trotzdem beschlossen wir, das Schlauchboot bereitzumachen. Drei von uns sollten sich mit der nächsten Flut so weit die Bucht hinauftreiben lassen, bis sie auf einen Fluss stießen. Auch wenn ich nicht genau sagen kann, wo wir uns befinden, so weiß ich, dass in fast alle Buchten der australischen Nordwestküste größere Flüsse münden. Ich hoffte, dort auf Eingeborene zu

stoßen, die uns vielleicht helfen würden, ohne gleich die Behörden zu benachrichtigen.

Damit waren auch Strasser und Klein einverstanden. Sie malten sich aus, so in den Besitz eines Bootes zu gelangen.

Jeder von uns wollte fahren, aber das Schlauchboot bot nur maximal vier Personen Platz. Um es nicht voll zu belasten, einigten wir uns auf drei.

Schäfer, Koch und Strasser paddelten in die Mitte des Durchgangs zwischen Insel und Festland, wo die Strömung am stärksten war. Sie waren vielleicht zweihundert Meter entfernt, als ich dicht hinter ihnen einen Schwarm Meereschen sah, der springend stromaufwärts jagte. Es sah aus, als flüchteten die Fische vor etwas – und dann sah ich auch, wovor. Zwei grünbraune Körper glitten wie Torpedos zielsicher auf das Schlauchboot zu. Ich rief den Männern eine Warnung zu, doch sie hörten mich nicht. Dann sprang ein riesiges Leistenkrokodil direkt auf das Boot. Es packte Koch, wirbelte ihn durch die Luft und tauchte mit ihm unter. Die beiden anderen Männer waren ebenfalls aus dem Boot geschleudert worden. Während Strasser wieder darauf zuschwamm, begann Schäfer wie wild mit den Armen zu rudern. Er schrie, wurde kurz ein Stück aus dem Wasser gehoben, dann verschwand er in den weiß aufschäumenden Fluten. Strasser hatte unterdessen das Schlauchboot erreicht. Er war schon fast wieder im Boot, da tauchte ein weiteres dieser Ungeheuer auf und schnappte nach seinem Fuß. Es schüttelte seinen mächtigen Kiefer und zog Strasser zurück ins Wasser. Irgendwie schaffte dieser es aber, sich zu befreien und doch noch ins Schlauchboot zu gelangen.

Erst glaubte ich, er wäre dem Krokodil entkommen, doch dann sah ich, dass ihm ein Fuß fehlte. Klein stand neben mir und rief immer wieder Strassers Namen, aber dieser musste wohl ohnmächtig geworden sein, denn er rührte sich nicht mehr. Das Schlauchboot trieb langsam

weiter stromabwärts. Wir sahen ihm nach, rechneten jeden Augenblick mit einem weiteren Angriff, aber es war vorbei. Minuten später verschwand das Boot hinter einer Biegung und mit ihm auch unsere Hoffnung, gerettet zu werden.

Den ganzen Vormittag saßen wir stumm im Schatten eines überhängenden Felsens. Irgendwie scheint sich alles gegen uns verschworen zu haben. Wir sitzen auf dieser Insel wie in einem Gefängnis fest. Dabei frage ich mich, wie lange wir so noch überleben können. Und Strasser? Er wird es wohl auch nicht schaffen.

1. Dezember 1944

Wegen der Hitze und der Sandfliegen habe ich vorgeschlagen, unser Lager neu in der kühleren Eingeborenenhöhle aufzuschlagen. Klein war damit einverstanden, zwang Kowalski und mich aber mit Waffengewalt, die Kisten ebenfalls dorthin zu tragen. Kowalski und ich haben beschlossen, Klein in der Nacht zu entwaffnen.

2. Dezember 1944

Klein muss unsere Absicht geahnt haben. Als wir uns auf ihn stürzten, zog er blitzschnell seine Pistole. Dabei löste sich ein Schuss, der mich ins rechte Bein traf. Während ich zu Boden ging, rang Kowalski mit Klein um die Waffe. Ich griff nach einem spitzen Stein und rappelte mich wieder auf. In diesem Moment gelang es Klein, die Pistole auf Kowalskis Kopf zu richten. Ich holte aus und schlug zu – doch Klein hatte bereits abgedrückt. Kowalskis Kopf explodierte und sein Blut spritzte mir ins Gesicht. Ich schlug weiter auf Klein ein, bis ich das Bewusstsein verlor.

Als ich heute Morgen aufwachte, saßen Hunderte Fliegen auf meinem verletzten Bein – und Tausende auf den beiden Toten. Ich versuchte, sie wegzuschrecken, aber sie schwirrten nur für ein paar Sekunden durcheinander und setzten sich erneut auf all die klebrigen Wunden. Am Hö-

leneingang erscheint zudem immer wieder ein riesiger, gefleckter Waran. Seine lange, gespaltene Zunge schnell witternd ein paar Mal vor und zurück, ehe er wieder verschwindet. Er scheint es nicht eilig zu haben ...

Habe das Bein so gut ich konnte mit Stoffetzen verbunden, aber die Schmerzen sind kaum auszuhalten.

Der Waran kommt immer öfter. Muss die Leichen hier rausschaffen, fühle mich aber zu schwach. Ist vermutlich der Blutverlust.

Weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe. Draußen ist es schon wieder dämmerig. Ich friere, mir ist schwindlig und ich bin entsetzlich müde. Die fremden Wesen an den Wänden starren mich an. Ich höre ihre Stimmen, kann sie aber nicht verstehen. Ich glaube, es geht zu Ende ...

Nachdenklich legte Robert die Tagebuchkopien beiseite. Über den Brillenrand hinweg blickte er zu Vince, der vor dem Kamin saß und Roberts alten, rothaarigen Kater kraulte.

»Schau an«, sagte Robert. »Hat dich also dieser nichts-nutzige Bettvorleger auch schon um den Finger gewickelt.«

Vince lächelte und streichelte den Bauch des schnurrenden Tieres. »Du scheinst ihn ja innig zu lieben.«

»Pah! Als ich diesen verfilzten und ausgehungerten Kerl in meinem Garten fand, dachte ich: Robert, wenn du ein wenig nett zu dem Vieh bist und es wieder aufpäp-pelst, wird es sich bestimmt erkenntlich zeigen und dich von der Mäuseplage im Keller befreien. Leider hält der Bastard von Nagern so viel wie von Grünkohl.«

»Er verdrückt eben lieber Scampi und Lammfilets, genau wie sein Herrchen.«

»Darüber lache ich, wenn ich unter der Erde liege. Nun hol uns einen Cognac, den brauche ich nach dieser Lektüre.«

Vince tat, wie ihm geheißen und setzte sich dann in einen ledernen Kolonialstuhl nahe dem Feuer. Er nippte an seinem Drink, während Robert erneut in den Kopien blätterte.

»Das Ganze klingt zwar ziemlich verrückt, könnte aber dennoch wahr sein. Jedenfalls sollte es möglich sein, die Geschichte zu überprüfen. Wir haben ja eine U-Boot-Nummer sowie einige Namen und Daten. Trotzdem sollten wir diskret vorgehen, denn wenn die Sache wirklich so geheim war, wie dieser Ziegler geschrieben hat, könnten wir einige Leute aufschrecken, die dann unbedingt wissen wollen, wo das U-Boot-Wrack liegt.«

»Was für Leute meinst du? Das Militär?«

»Zum Beispiel. Aber da kämen auch noch andere infrage. Der deutsche Bundesnachrichtendienst ebenso wie die Geheimdienste der USA, Australiens, Englands und noch einiger Länder mehr. Entscheidend ist, was das U-Boot geladen hatte. Und um das alles möglichst unauffällig herauszufinden, kenne ich genau den richtigen Mann. Er heißt Reiner Wenz.«

»Ich hatte gehofft, du könntest das vielleicht im Alleingang erledigen.« Vince klang enttäuscht.

»Vielleicht, aber es würde ein Weilchen dauern. Mein Freund hingegen kann das viel schneller. Er war früher als Sprengstoffspezialist bei der Marine. Nach einem Unfall musste er den Job an den Nagel hängen. Stattdessen studierte er Geschichte.«

»Etwa bei dir?«

»Genau. Er hatte Glück. Wüsste selbst nicht, bei wem ich lieber studiert hätte.«

»Ich glaube eher, er hat den militärischen Drill vermisst.« Vince lächelte verschmitzt.

»Interessante These. Muss ihn unbedingt bei Gelegenheit danach fragen. Jedenfalls hat er noch immer ein paar gute Kontakte zu Marineleuten. Und er lebt in Hamburg, somit sitzt er für uns buchstäblich an der Quelle.«

»Na gut«, willigte Vince ein. »Was denkst du? Wie schnell kann er uns etwas Brauchbares liefern?«

»Keine Ahnung«, antwortete Robert und sah auf die Uhr. »Heute ist es leider schon zu spät. Ich werde ihn gleich morgen früh anrufen. Trotzdem, einige Tage werden wir uns wohl gedulden müssen. Wenn sich dein Bruder nochmals meldet, frag ihn, was sonst noch im Tagebuch steht. Wenn dieser Crazy Digger wirklich Ziegler war, so würde mich interessieren, wie er überlebt hat ...«

21. Oktober 2012

Hamburg-Blankenese, Deutschland

Wie oft, wenn ihn das graue norddeutsche Winterwetter plagte, saß Reiner an seinem mit Büchern und Papieren überhäuftem Schreibtisch und beobachtete durch das Fenster die vorbeiziehenden Schiffe auf den grünbraunen Fluten der Elbe. Gerade kreuzten sich zwei Containerschiffe.

Reiner nahm sein Fernglas zur Hand, um den Namen des flussabwärts fahrenden Frachters zu lesen. Wenn er ein Schiff nicht kannte, blätterte er in den Fahrplänen der Reedereien und bestimmte seine Route und den Zielhafen. Dabei schwelgte er fast immer in Erinnerungen an seine Zeit auf See.

Normalerweise half ihm das, zusammen mit einem strammen Grog, einigermaßen über diese triste Jahreszeit hinweg. Nicht aber in diesem Winter. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich alt. Das lag nicht an seiner Beinverletzung, die ihn fast pausenlos quälte und wegen der er vor langer Zeit die Marine verlassen hatte, sondern an seinem Verstand. Dieser wurde langsam träge. Besonders deprimierend war, dass er nicht einmal mehr an alten Gewohnheiten wie der täglichen Fährfahrt durch Schleusen und Kanäle der Speicherstadt im Zollfreihafen, oder dem Anblick der geschäftigen Hafenanlagen mit ih-

ren aus allen Herren Länder stammenden Schiffen, richtig Gefallen fand.

Heute Morgen, als seine Stimmung wieder einmal an einem bedenklichen Tiefpunkt angekommen war, hatte das Telefon geklingelt und ihn aus seiner Lethargie gerissen.

»Hallo, holzbeiniger Elbepirat«, meldete sich sein alter Freund Robert Neumann, »wie geht's dir? Hab gehört, ihr hättet bald genug Öl in der Elbe, um Fördertürme aufstellen zu können.«

Reiner hatte gelacht und Robert versprochen, er würde ihm bei seinem nächsten Besuch in der Hansestadt seine drei Öltürme und die kleine Raffinerie im Garten zeigen.

Dann hatte ihm Robert eine Geschichte erzählt, die so richtig nach seinem Geschmack gewesen war – zumindest bis vor einer halben Stunde. Da hatte er nämlich in einem seiner Bücher die Liste aller von der deutschen Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg in Dienst gestellten Unterseeboote kontrolliert und entdeckt, dass U-99 nicht ihr gesuchtes U-Boot sein konnte. Er ärgerte sich, denn eigentlich hätte er es gleich bemerken müssen. U-99 war eines der bekanntesten und gefürchtetsten Unterseeboote dieser Zeit gewesen.

Unterdessen hatte er das unbekannte Containerschiff in einem der Fahrpläne gefunden und verglich noch einmal den Namen auf der Liste mit dem am Heck des Schiffes. »Meine Güte, da hätte ich auch eher draufkommen können.« Er überlegte, an wen er sich wenden konnte, um seine Vermutung zu überprüfen.

Schließlich nickte er. Natürlich! Fritz von Laue. Mit ihm hatte er früher auf einem Minensuchboot gedient. Das war zwar viele Jahre her und sie hatten sich seither nur ein paar Mal gesehen, doch es gab ein Ereignis in ihrem Leben, das sie beide mehr miteinander verband, als es regelmäßige Treffen nach Feierabend gekonnt hätten.

Von Laue hatte in all den Jahren Karriere gemacht und stand nun im Range eines Konteradmirals kurz vor

der Pensionierung. Reiner war sicher: Sein alter Kamerad würde ihm helfen. Er kramte das Telefonverzeichnis aus seinem Arbeitstisch und blätterte darin. Dann nahm er den Hörer ab und wählte.

»Flottenkommando Glücksburg, was kann ich für Sie tun?«, meldete sich eine zackige Frauenstimme.

»Reiner Wenz. Bitte verbinden Sie mich mit Konteradmiral von Laue.«

»Reiner, alter Freund«, meldete sich von Laue. »Was für eine Überraschung! Wie geht es dir?«

»Ganz gut. Das Wetter macht mir regelmäßig zu schaffen. Du weißt ja: das verflixte Bein – oder was davon noch übrig ist. Aber lassen wir das. Du hast bestimmt viel zu tun, deshalb fasse ich mich kurz. Ich bin auf der Suche nach Informationen über ein U-Boot und dessen Besatzung.«

»Wie du weißt, darf ich dir darüber keine Auskunft geben.«

»Auch nicht, wenn es sich um ein altes U-Boot handelt?«

»Von wie alt sprechen wir?«

»Zweiter Weltkrieg.«

»Also da kann ich dir kaum etwas erzählen, was du nicht auch aus einem der vielen Bücher und Filme über die deutsche Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg erfahren kannst.«

»Ich fürchte, da werde ich nicht finden, wonach ich suche. Was mich interessiert, sind streng geheime Operationen, die damals von oberster Stelle angeordnet wurden. Gibt es vielleicht irgendwelche Akten, die nie veröffentlicht wurden?«

»Nicht, dass ich wüsste. Was natürlich nicht ausschließt, dass es sie nicht gegeben hat. Aber wenn es sich wirklich um eine Topsecret-Sache handelte, wurden wahrscheinlich alle Unterlagen bei Kriegsende von der Marine vernichtet oder von den Alliierten oder den Sowjets beschlagnahmt. Trotzdem; wenn du mir sagst, was du hast, kann ich ja mal im Computer nachschauen.«

»Mich interessiert ein U-Boot vom Typ VII C mit der Kennnummer 99.«

»Korvettenkapitän Otto Kretschmers berühmte U-99?«

»Das ist es eben: Es kann nicht Kretschmers Boot sein. Die U-99, die ich suche, lief Anfang Oktober 1944 von Helgoland aus mit Ziel Japan. Ich glaube, die Kennzeichnung wurde extra für diesen Einsatz geändert. Vielleicht findest du mehr heraus, wenn du dich an den Kommandanten hältst, einen Korvettenkapitän namens Wilfried Krüger.«

»Gut, das habe ich. Hast du sonst noch etwas, was mir helfen könnte?«

»Nein. Ich weiß leider selbst nicht viel. Vielleicht kann ich dir mehr sagen, wenn wir das nächste Mal miteinander telefonieren.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann. Aber mach dir nicht zu viele Hoffnungen.«



Bereits seit einer Dreiviertelstunde saß Fritz vor seinem Computer und arbeitete sich durch die Akten der deutschen Kriegsmarine zwischen 1938 und 1945.

Inzwischen war er sicher, dass Reiner Wenz recht hatte; mit dem U-Boot kam er nicht weiter. Es gab eine Menge Informationen über Kretschmers U-99, aber keine einzige, dass die deutsche Kriegsmarine jemals ein zweites U-Boot mit der Nummer U-99 in Dienst gestellt hatte. Das hätte ihn auch sehr gewundert. Es war nicht üblich, die Bezeichnung eines verlorenen oder ausgemusterten U-Bootes neu zu vergeben, wie das bei Schiffen gelegentlich der Fall war. So blieb ihm lediglich Korvettenkapitän Krüger.

Er fand ihn im Personalverzeichnis der Marine aus dem Jahr 1938 und verfolgte seinen Werdegang bis zu seinem letzten Kommando auf einem Unterseeboot der VII-C Klasse. Als er danach das U-Boot in das Verzeichnis der

gesunkenen und vermissten Boote eingab, sowie die Aufzeichnungen des Stützpunktes Nordsee III auf Helgoland durchstöberte, wurde ihm auf einmal klar, wie alles abgelaufen sein musste.

Wenz hatte recht: Hier handelte es sich wirklich um eine streng geheime Mission. Fritz tippte einen langen Zahlencode in seinen Computer, dann gab er seine Informationen in ein Geheimprogramm ein, von dem weder die Marine noch der deutsche Geheimdienst etwas wussten.

Die Angaben, die kurz darauf auf dem Bildschirm aufblinzelten, waren verschlüsselt. Er konnte nur einen Teil davon lesen, dennoch wusste er, was zu tun war. Mit zitternden Händen griff er zum Telefonhörer und wählte eine zwölfstellige Telefonnummer.



Nikolaj tastete im Dunkeln nach dem schnurlosen Telefon auf dem Nachttisch und stieß einen leisen Fluch aus, weil er es nicht sofort fand. »Hallo?«

»Hier spricht Konteradmiral Fritz von Laue.«

Verflucht! War dem Kerl nicht bewusst, dass es auf der anderen Seite der Erdkugel noch mitten in der Nacht war?

»Bitte entschuldigen Sie die Störung, aber es ist äußerst wichtig.«

»Das will ich hoffen. Was ist los?«

»Ich brauche dringend Ihre Anweisungen. Ich bin gerade einigen Hinweisen nachgegangen, die mir wichtig genug erschienen, um sie durch unser Geheimprogramm zu schicken. Und nun habe ich hier einen verschlüsselten Code 1 auf meinem Computer.«

»Sie haben was?«, rief Nikolaj, plötzlich hellwach. Er richtete sich auf und suchte ungeduldig nach dem Schalter der Nachttischlampe.

»Einen Code 1«, wiederholte der Konteradmiral.

»Das hab ich schon verstanden. Aber wie ist das geschehen? Erzählen Sie von Anfang an und lassen Sie nichts aus.«

Als von Laue geendet hatte, drang eine Zeit lang nur leises Rauschen durch die Leitung.

»Die Zwillings-U-99 ...«, sagte Nikolaj. »Kaum zu glauben! Ein echter Glücksfall. Woher kennen Sie diesen Wenz?«

»Von früher.«

»Und warum wollten Sie ihm helfen?«

»Weil ich in seiner Schuld stehe.«

»Tatsächlich?«, fragte Nikolaj eisig.

»Ja. Er hat mir vor Jahren das Leben gerettet – und dabei sein rechtes Bein verloren.«

»Höre ich da Schuldgefühle aus Ihrer Stimme?«

»Nein. Ich bin ihm nur dankbar. Ohne ihn wäre ich heute nicht hier.«

»Dann hoffe ich, Ihre Dankbarkeit beeinträchtigt nicht Ihre Loyalität.«

»Ich war den Zielen der Roten Doktrin immer treu ergeben«, erwiderte von Laue gekränkt, »und das wissen Sie.«

»Sicher. Bleibt die Frage, ob Sie das auch noch sind, wenn Ihrem Freund etwas zustoßen müsste.«

»Sie wollen ... Wenz umbringen?«

Von Laue klang eingeschüchtert. Genau das hatte Nikolaj mit seiner Andeutung bezweckt. Der Kerl sollte verstehen, um wie viel es hier ging. »Vorläufig wird nichts dergleichen geschehen«, sagte er betont sanft und freundlich. »Wir müssen erst einmal herausfinden, was er weiß und wer ihn beauftragt hat, Nachforschungen über Kapitän Krüger und die Zwillings-U-99 anzustellen. Ich werde Ernst Lübke in Frankfurt informieren. Er wird die Überwachung Ihres Freundes übernehmen.«

»Und was soll ich Wenz sagen, wenn er sich meldet?«

»So wenig wie möglich. Zeigen Sie Interesse. Persönliches, nicht Berufliches. Vielleicht erfahren wir so, was wir wissen wollen.«

»Darf ich fragen, was es mit diesem U-Boot auf sich hat?«

»Es geht um seine Ladung. Sie eröffnet unserer Organisation ungeahnte Möglichkeiten.«

24. Oktober 2012

Muswellbrook Station, New South Wales, Australien

Es war kurz vor sieben Uhr morgens. Die Sonne kletterte im Osten über die südlichen Ausläufer der Great Dividing Ranges. Langsam strich das warme Licht über die mit dunkelgrünen Eukalyptuswäldern bewachsenen Hügel und Berge, flutete hinab in die fruchtbaren Täler und ließ die von der Nacht noch feuchten Weiden smaragdgrün glitzern.

Nikolaj saß seit einer Stunde auf der Veranda seines im Kolonialstil erbauten Gutshauses und dachte nach. Er war nervös und schlecht gelaunt, denn nach dem nächtlichen Anruf aus Deutschland hatte er nicht mehr einschlafen können. Seither drehten sich seine Gedanken unaufhörlich um das U-Boot.

Das heisere Gelächter einer Gruppe Kookaburras im Geäst eines alten Eukalyptusriesen bei den Stallungen schreckte ihn aus seinen Gedanken. Er sah auf und sein Blick schweifte über die nahen Weinberge und die dahinterliegenden, saftig grünen Wiesen. Unzählige Schafe grasten zwischen locker verstreuten Gummibäumen oder lagen wiederkäuend im feuchten Gras.

Dies alles und noch viel mehr gehörte ihm. Jeder Mann wäre stolz und glücklich gewesen, einen solch herrlichen Besitz sein Eigen zu nennen. Nicht aber Nikolaj. Er wollte mehr. Er wollte das Rad der Zeit zurückdrehen – und er wollte Vergeltung üben.

Er war in Kaliningrad geboren, dem früheren Königsberg. Seine Mutter war preußischer Abstammung, weshalb er schon als Kind fließend deutsch gesprochen hatte. Dieser

Tatsache – und dem Umstand, dass sein Vater, Georgij Alexej Pawlow, für den russischen Geheimdienst tätig war – verdankte er es, dass man ihn mit acht Jahren in ein geheimes Ausbildungslager des KGB gebracht hatte. Anders als einige seiner Mitschüler, die an der unerbittlichen physischen und psychischen Ausbildung zerbrachen, war er in dieser Zeit richtiggehend aufgeblüht. Noch heute war er ein glühender Bewunderer des Kommunistischen Gedankens. Doch die Zeiten hatten sich geändert. Gorbatschow, dieser Verräter, hatte den Untergang seines Landes herbeigeführt. Dem großen, mächtigen Bären Russland waren nicht nur die Krallen, sondern auch die Zähne gezogen worden. Heute wurde Russland von anderen Staaten nicht mehr richtig ernst genommen. Und das zu Recht. Es grassierte die Korruption, und sie breitete sich aus wie ein Krebsgeschwür. Schuld daran waren Männer wie Putin, die das Land zu einem in Ketten gelegten Tanzbären gemacht hatten, den sie nach ihrem Takt hüpfen ließen.

Beinahe sein ganzes Leben lang hatte Nikolaj seinem Heimatland treu gedient. Erst war er in Europa für die Rekrutierung und Schulung von Agenten in der Rüstungs- und Wirtschaftsspionage zuständig gewesen, später kümmerte er sich um die Ausbildung von Agenten für den Mord- und Terroreinsatz. Umso unbegreiflicher war es, dass man ihn auf die Abschussliste gesetzt hatte. Gut, er hatte keinen Hehl aus seiner Abneigung gegen Veränderungen in der damaligen UdSSR gemacht. Aber hatte er letztendlich nicht recht behalten? Russland zerfiel Stück für Stück wie ein rostiger alter Kahn. Glasnost und Perestroika, Offenheit und Umgestaltung, das waren nur leere Worte! Diejenigen, die das Land regierten, waren nicht nur korrupt, sie waren in seinen Augen auch Verräter am eigenen Volk.

Jedes Mal, wenn er darüber nachdachte, wurde er wütend. Seine Gesinnung war den neuen Machthabern im Geheimdienst plötzlich ein Dorn im Auge gewesen. Wäh-

rend man andere Geheimdienstagenten, die ähnlich dachten wie er, ohne Begründung entließ, waren er und eine Gruppe anderer Männer zu Staatsfeinden erklärt worden. Man hatte sie als ein nationales Sicherheitsrisiko eingestuft und versucht, sie zu beseitigen.

Doch Nikolaj hatte sich abgesichert. Er hatte sich gleich drei neue Identitäten zugelegt und aus einem Spezialfond für Sonderoperationen, für den er zuständig gewesen war, eine beträchtliche Summe abgezweigt. Mit diesem Geld – und dem Erlös aus einigen weiteren Geschäften, von denen der KGB nie etwas erfahren hatte – war es ihm gelungen, unter dem Namen Karl Beckmann als deutscher Einwanderer in Australien eine neue Existenz aufzubauen.

Nikolaj war von Iwan Datuschew, einem Freund seines verstorbenen Vaters, der ebenfalls für den KGB gearbeitet hatte, gewarnt worden. Datuschew hatte ihm auch die Namen der anderen Männer auf der Todesliste gegeben. Nikolaj hatte sie seinerseits gewarnt und ihnen erfolgreich zu einer neuen Identität verholfen. Heute lebten sie Tausende Kilometer voneinander entfernt, doch ihre Überzeugungen, gemeinsamen Ziele und ihr Hass auf die Verräter hatten aus ihnen eine verschworene Gruppe gebildet: die Rote Doktrin.

Ihre Treue und Ergebenheit gegenüber ihrem Vaterland war mit einem Judaskuss belohnt worden. Dafür sollten die Schuldigen büßen. Die Führer Russlands, die Verantwortlichen in den Geheimdiensten, sie alle waren ihr Ziel.

Längst waren sie nicht mehr allein. Viele Menschen sehnten sich nach dem alten Russland. Und wie die Mitglieder der Roten Doktrin waren sie überzeugt, dass das Land und sein Volk den Kommunismus brauchten, um wieder zu alter Stärke und Macht zu gelangen. Was hatten die Veränderungen schon gebracht? Korruption, organisiertes Verbrechen und wirtschaftliches Chaos, der Tschechenienkrieg, ein einziges blutiges Desaster.

Mit ihren Beziehungen hätten sie problemlos einige der Verantwortlichen im Geheimdienst und der Regierung umbringen können, damit hätten sie ihre Ziele aber nicht erreicht. Das Umdenken der Menschen musste als ein innerer Prozess stattfinden. Sie mussten am eigenen Leib erfahren, wie inkompetent und wenig vertrauenswürdig ihre Führer waren. Deshalb unterstützte ihre Gruppe auch terroristische Anschläge innerhalb Russlands. Verunsicherung, Angst und persönliches Leid bremsten die Wirtschaft und schwächten den Glauben in die eigene, hilflose Regierung. Gleichzeitig schürten sie die Sehnsucht nach Veränderungen. Das Ganze hatte jedoch auch einen Haken: Dieser Prozess brauchte Zeit. Inzwischen geriet das Gleichgewicht auf der Welt aber immer mehr aus den Fugen.

Der Westen, allen voran die Vereinigten Staaten, spielten sich als Weltpolizisten auf, arabische Fundamentalisten versuchten, die muslimische Welt in einen riesigen, religiösen Gottesstaat zu verwandeln und China wurde im Stillen immer mächtiger. Wollten sie ihre Ziele wirklich erreichen, mussten sie dafür sorgen, dass kein Land zu mächtig wurde. Die beste Waffe dazu war der internationale Terrorismus. In den vergangenen Jahren hatten sie viele Erfolge erzielt, indem sie gezielt Gruppierungen unterstützten, deren Anschläge sich gegen den Westen richteten. Gleichzeitig erhielten sie Einblicke in die Strukturen dieser Organisationen, was sich an dem Tag, an dem sie wieder das Zepter in Russland in die Hände nahmen, bezahlt machen würde. Anders als andere Staaten würden sie dann imstande sein, diese Terrorgruppierungen zu kontrollieren oder auszulöschen. Wenn sie die Zwillinge-U-99 fanden und ihre Ladung bergen konnten, dann waren sie diesen Zielen einen großen Schritt näher gekommen.

Nikolaj blickte auf, als er ein leises Geräusch hörte.

Seine Mutter trat auf die Veranda. Für einen Moment blieb sie am Eingang stehen und atmete mit geschlosse-

nen Augen die frische Luft ein. Als sie sie wieder öffnete, spielte ein leises Lächeln um ihren Mund. Ihr altes, faltiges Gesicht mit den sanften dunkelbraunen Augen, bekam plötzlich etwas jugendlich Schönes.

Fest auf ihren Stock gestützt kam sie auf ihn zu und blieb dicht hinter ihm stehen. »Ich liebe es, frühmorgens hier zu sitzen. Die Luft ist dann noch kühl und rein. Alles riecht nach nassem Gras und Eukalyptus. Und wenn die Sonne über den Barrington Tops aufgeht, ist da ein Licht, wie man es nirgendwo sonst auf der Welt findet.«

Nikolaj drehte sich langsam zu ihr um. »Guten Morgen, Mutter. Du bist früh auf.«

Ohne ihren Blick von der Landschaft zu nehmen, ließ sie ihren kleinen, zierlichen Körper in einen Korbsessel neben ihm sinken. »Wenn du nicht so viel unterwegs wärst, dich mehr um die Farm und die Weinberge kümmern würdest, wüsstest du, dass ich immer so früh hier sitze. Es ist die beste Zeit des Tages, um ungestört nachzudenken.«

»Und über was denkst du nach?«

»Über vieles. Meist aber über Probleme, die die Farm betreffen – für die du dich leider nicht sehr interessierst.«

»Du weißt, ich habe ...«

»... Wichtigeres zu tun.« Ihre Züge wurden traurig. »Lassen wir das. Wir haben es schon so oft durchgekaut.«

Nikolaj sah seine Mutter nachdenklich an. Soweit er sich erinnern konnte, war sie eine gute Mutter gewesen. Zumindest hatte sie ihn immer unterstützt, genauso wie seinen Vater. Als man ihn in die KGB-Schule brachte, hatte sie sich nicht einmal beklagt, obschon sie gewusst hatte, dass sie ihn für viele Jahre nicht mehr sehen würde. Darüber war er immer froh gewesen. Zwar hatte er seine Eltern manchmal vermisst, aber nicht so, wie wenn sie bei seinem Abschied geweint hätten. Als er dann aus Russland fliehen musste, hatte er den Tod seiner Mutter inszeniert und sie mit nach Australien genommen. Das war nun schon über

zehn Jahre her. Inzwischen bereute er diesen Entschluss. Seine Mutter war nicht nur alt geworden, sie hatte sich auch verändert.

»Manchmal frage ich mich, was Vater sagen würde, wenn er dich so reden hören könnte. Im Gegensatz zu dir ist er zeit seines Lebens seinem Land und seinen Idealen treu geblieben.«

»Und was hatte er davon? Er ist tot, Nikolaj.«

»Du weißt genau, dass du mich nicht mehr so nennen sollst!«

»Wie du willst – Karl. Gott weiß, wie sehr ich deinen Vater geliebt habe. Aber er wurde in Afghanistan von einer Bombe zerfetzt. Und für was?«

»Dieser Krieg war nötig ...«

»Russland hat ihn verloren. Genauso wie der Kommunismus verloren hat. Die Erde dreht sich weiter, die Zeiten ändern sich. Damit müssen wir uns nun einmal abfinden.«

»So einfach ist das nicht! Russland ist im Begriff, unterzugehen und sein Volk mit ihm.«

»Übertreibst du da nicht? Sicher, wir leben in einer Zeit der globalen Rezession. Aber davon sind alle Länder betroffen, nicht nur Russland.«

»Ohne das Ende des Kommunismus wäre es davon verschont geblieben. Aber das interessiert dich ja nicht! Stattdessen bedeutet dir diese Farm plötzlich alles.«

»Ich bin alt, Nikolaj. Ich mag nicht mehr. Was ist so schlimm daran, wenn ich mich hier zu Hause fühle? Auch meine Eltern sind einst aus ihrer Heimat in ein fremdes Land ausgewandert. Mir macht das nichts aus. Nicht mehr. Für mich ist dieser Flecken Erde hier meine Heimat.«

»Und was ist mit Russland?«, rief er wütend. »Hast du es einfach aus deinem Gedächtnis gestrichen?«

»Ich erinnere mich an Russland. Du musst deswegen also nicht gleich zynisch werden. Aber seither ist viel Zeit

vergangen.« Sie machte eine kurze Pause. Als sie weiter sprach, blickte sie ihm fest in die Augen. »Dein Vater war ein guter Mensch. Aber sein Tod war sinnlos. Genauso sinnlos ist es, dem alten Russland nachzuweinen oder Vergeltung üben zu wollen.«

»Es geht nicht um Vergeltung. Es geht darum, das Gleichgewicht der Mächte wiederherzustellen. Wenn du so wenig an den kommunistischen Gedanken glaubst, weshalb bist du all die Jahre bei Vater geblieben?«

»Aus demselben Grund, weshalb ich mit dir hierherkam.«

»Und der wäre?«

»Weißt du das wirklich nicht?«

»Nein. Wie sollte ich?«

Sie schloss die Augen und lehnte sich zurück. »Ja, wie solltest du«, entgegnete sie mit trauriger Stimme.

Nikolaj stand auf. »Ich werde für einige Tage in Sydney sein.« Er ging in Richtung Haus, blieb aber auf halbem Weg nochmals stehen. »Eins noch, Mutter«, rief er über die Schulter. »Das alte Russland ist nicht tot. Vielleicht mögen die Werte, für die es stand, in den Köpfen mancher verkümmert sein. Doch die Saat für eine neue UdSSR ist gestreut – und sie gedeiht.«

Er sah noch die Tränen, die ihr über die knochigen Wangen rannen, und hörte ihr Murmeln.

»Möge Gott verhindern, dass du so endest wie dein Vater. Und möge er verhindern, dass du jemals Erfolg hast.«

Nikolaj saß in seinem Büro in der obersten Etage des Gold Fields Hauses an der Pitt-Street im Zentrum von Sydney. Mit dem Rücken zu seinem dunklen Schreibtisch blickte er durch die getönten Scheiben auf den Sydney Harbour.

Schräg unter ihm lag der Circular Quai. Von hier legten die Fähren und Ausflugsboote ab, um ihre Ziele in der großen Bucht von Sydney anzusteuern. Rechts davon befand sich die Oper, das berühmte Wahrzeichen der Stadt,

das im morgendlichen Sonnenlicht wie eine weiße Perle glitzerte. Er beobachtete den dichten Morgenverkehr, der sich über die imposante Harbour Bridge wälzte, als das Telefon klingelte.

Nikolaj nahm den Hörer ab und seine Sekretärin stellte das Gespräch durch.

»Hier ist Ernst Lübke«, meldete sich eine undeutliche Stimme.

»Lübke, endlich! Ich habe Ihren Anruf schon vor über einer Stunde erwartet.« Nikolaj wandte sich wieder dem Fenster zu.

»Ich weiß. Wir hatten hier ein paar Probleme. Aber jetzt ist alles wieder unter Kontrolle.«

»Was für Probleme? Und wo stecken Sie? Ich kann Sie kaum verstehen.«

»Ich bin auf dem Flughafen in Zürich. Wenz ist auf dem Weg zu einem gewissen Robert Neumann. Er ist ein ehemaliger Geschichtsprofessor, bei dem Wenz nach seinem Abgang von der Marine studiert hat.«

»Und von Laue glaubt, dieser Neumann weiß, wo das U-Boot liegt?«

»Möglich. Zumindest muss er über eine ganze Menge mehr Informationen verfügen als Wenz.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, wie Sie es ihm auftrugen, hat von Laue Wenz ein wenig ausgehört. Viel ist dabei nicht herausgekommen, etwas aber schon. Wenz erwähnte ein Tagebuch. Darin steht, dass U-99 gesunken ist – und mit ihr fast die ganze Besatzung sowie das meiste der Ladung.«

»Das heißt, ein Teil der Kisten wurde gerettet! Wenn das stimmt, ist sicher auch der Aluminiumkoffer in Sicherheit gebracht worden. Die Frage ist, was damit geschehen ist. Sie sagten, es gab Überlebende? Wie viele?«

»Laut Wenz am Ende nur einen. Von ihm stammt das Tagebuch.«

»Wissen Sie, wie dieser Mann heißt und ob er noch lebt?«

»Von Laue sagte, sein Name sei Franz Ziegler. Aber er gilt, wie der Rest der Besatzung, als vermisst.«

»Dann könnte dieser Neumann zufällig in den Besitz des Tagebuchs gelangt sein, ohne zu ahnen, auf was er dabei gestoßen ist.«

»Gut möglich. Keine Sorge, ich krieg schon alles aus den beiden raus.«

»Davon bin ich überzeugt. Sonst hätte ich Sie auch nicht mit der Sache betraut. Aber seien Sie vorsichtig. Wir dürfen uns keine Fehler erlauben.«

»Mit meinen Verbindungsleuten bei der Zürcher Polizei wird es keine Probleme geben. Aber da ist noch etwas anderes, was Sie wissen sollten.«

»Und das wäre?«

»Wie Sie vorschlugen, haben wir Wenz' Telefon angezapft. Kurz bevor er auf den Flughafen fuhr, rief er einen Mann namens Miguel da Silva in San Bartolome auf Gran Canaria an.«

»Und weiter?«

»Wenz bat ihn, herauszufinden, ob Mitte Oktober 1944 ein deutsches U-Boot mit der Kennzeichnung 99 im Hafen von Las Palmas Zwischenstation machte.«

»Wer zum Teufel ist dieser da Silva, dass er nach dieser Zeit noch so etwas überprüfen kann?«, fragte Nikolaj besorgt.

»Soweit ich heraushören konnte, war sein Großvater der ungekrönte König der Schmuggler und Diebe auf der Insel. Kein Schiff konnte den Hafen anlaufen, ohne dass der alte da Silva nicht genau wusste, was der Kahn geladen hatte. Er organisierte offenbar auch, dass Kriegsschiffe heimlich Dieseltreibstoff bunkern oder Munition laden konnten. Er bezahlte die Hafenbehörden sowie das Militär fürs Wegschauen. Wenn der Preis stimmte, konnte er fast alles auf-treiben oder arrangieren. Zwar ist der Mann längst gestorben, aber sein Enkel scheint in seine Fußstapfen getreten zu

sein und immer noch Beziehungen zu Leuten zu haben, die über diese Zeit Auskunft geben können.«

»Verdammt, das hat gerade noch gefehlt! Ich will, dass diese Sache so unauffällig wie möglich über die Bühne geht. Leute wie dieser da Silva stören dabei.«

»Ich habe mir schon gedacht, Sie würden das sagen. Deshalb habe ich mir erlaubt, Carlos Menrique in Madrid anzurufen. Er könnte bereits mit der ersten Maschine morgen früh auf die Kanarischen Inseln fliegen.«

»Ausgezeichnet, Lübke. Geben Sie Menrique grünes Licht. Aber es wäre schön, wenn es wie ein Unfall aussehen würde.«



Vincent holte Reiner Wenz vom Flughafen ab. Dank Roberts Beschreibung erkannte er den großen, schlanken Mann gleich an seinem Hinken. Obwohl er ungeheuer gespannt war, was der ehemalige Sprengstoffspezialist herausgefunden hatte, schnitt er das Thema auf der Fahrt zu Neumanns Haus nicht an. Robert wäre enttäuscht gewesen, wenn er die Neuigkeiten als Letzter erfahren hätte.

Inzwischen fiel dichter Schneeregen. Als sie an der Villa ankamen, beeilten sie sich, ins Haus zu kommen.



Der hagere Polizeibeamte schaltete die Scheinwerfer des grauen BMWs aus und stoppte nahe der Zufahrt zur Villa. Dass sie Wenz und seinen Fahrer den ganzen Weg über gefolgt waren, hatten die Männer nicht bemerkt.

Ernst lehnte sich auf dem Beifahrersitz zurück und zündete sich eine Zigarette an. Er blickte hinauf zum hell erleuchteten Portal der Villa und beobachtete, wie sich die Haustür öffnete.

Der Polizist hüstelte und wedelte mit der Hand durch die Luft. »Ist das nötig, Herr Lübke? Das ist ein Dienstwagen, da ist Rauchen nicht erlaubt.«

»Ich habe Sie nicht gebeten, mich in einem zivilen Polizeifahrzeug vom Flughafen abzuholen, Brunner.«

Der Beamte fuhr sich durch das schütterere Haar, dann griff er in die Innentasche seines Jacketts und zog eine Blechdose heraus.

»Was ist das?«

»Etwas zur Beruhigung meiner Nerven.«

»Paroxetin, stimmt's?«

Brunner sah ihn mit großen Augen an. »Woher ...«

»... ich von Ihren beschissenen Depressionen und Angststörungen weiß? Unwichtig. Interessieren sollte Sie nur, dass ich alles über Sie weiß. Tun Sie einfach, was ich Ihnen sage und stellen Sie keine Fragen. Dann kommen wir bestens miteinander klar.«

Brunner nickte. »Was jetzt?«, fragte er, nachdem er eine Weile auf seinen kaum noch vorhandenen Fingernägeln herumgekaut hatte.

»Wir warten, bis Leuenberger eintrifft. Er wird das Haus weiter im Auge behalten. Vermutlich wird sich heute Abend nicht mehr viel tun, aber sicher ist sicher. Danach dürfen Sie mich ins Hotel Dolder fahren, wo ich mir einige Stunden Schlaf gönnen werde.«

»Und was tue ich in der Zwischenzeit?«

»Finden Sie heraus, wer der Typ ist, der Wenz vom Flughafen abgeholt hat. Außerdem will ich wissen, wie lange Wenz hierzubleiben gedenkt. Ich erwarte morgen früh Punkt sieben Uhr Ihren Bericht.«



Vince und Reiner Wenz strömte schon an der Haustür der schmackhafte Duft von gegrilltem Lammfleisch entgegen.

»Mmh, das riecht köstlich«, begrüßte Reiner seinen alten Freund und umarmte ihn. »Ich verstehe gar nicht, warum ich dich nicht öfter besuche.«

»Ich nehme an«, erwiderte Robert und forderte Wenz mit einer ausladenden Handbewegung auf, einzutreten, »weil du sonst innerhalb weniger Tage zehn Pfund zunehmen würdest, was du – wenn ich dich so anschau, auch bitter nötig hättest.«

Vince, der mit dem Gepäck folgte, wurde von Robert am Arm festgehalten. »Was dich angeht«, flüsterte er mit ernster Miene, »kein Wort über die Schürze. Andernfalls schütte ich dir so viel Abführmittel in deinen Drink, dass das Klo die nächsten drei Tage zu deinem Zuhause wird.«

Nach dem ausgiebigen Abendessen setzten sie sich mit einem Drink in der Hand vor den Kamin.

»Mir ist schleierhaft, wie du das Zeug runterbringst«, sagte Robert mit gerümpfter Nase. »In Rum legt man doch bestenfalls Früchte ein oder schüttet es in eine Süßspeise.«

Wenz zuckte mit den Schultern. »Das habe ich mir während meiner Zeit bei der Marine angewöhnt und mir schmeckt's.«

»Wenn wir schon bei der Marine sind ... Wie ist das mit Ihrem Bein eigentlich passiert?«, fragte Vince.

»Das war eine Mine. Ist lange her. Wir hatten damals eine Meldung bekommen, vor der Insel Sylt sei eine Treibmine aus dem Zweiten Weltkrieg gesichtet worden. Gegen Abend fanden wir das Ding und wollten es uns vom Beiboot aus näher anschauen. Wir hatten starken Seegang und realisierten zu spät, dass die Mine ein altes Fischernetz mitschleppte. Unsere Schiffsschraube verfang sich darin und eine Welle schob uns auf die Mine. Ich konnte mich gerade noch auf meinen Kameraden stürzen und mit ihm über Bord springen. Wir hatten ein Mordsglück; mein Kumpel etwas mehr als ich, er blieb heil.«

Reiner Wenz kippte den Inhalt seines Glases in einem Zug hinunter und ging schweigend zur Bar, um sich nachzuschmecken.

Vince blickte ihm nachdenklich nach. »Es war sicher nicht leicht für Sie, die Marine zu verlassen.«

»Eigentlich nicht. Sehen Sie, wäre ich bei der Marine geblieben, hätte mir irgendein lausiger Schreibtischjob das letzte Fünkchen Verstand geraubt. So aber hatte ich gar keine Zeit, um auf dumme Gedanken zu kommen.« Wenz lächelte und sah Robert an. »Wie Sie vielleicht wissen, studierte ich nach meiner Genesung bei diesem alten Sklaventreiber Geschichte. Ich darf mit Fug und Recht behaupten, in meiner ganzen Zeit bei der Marine nie einen strengeren und härteren Drilllehrer gehabt zu haben als später ihn.«

»Das war auch bitter nötig. Schließlich hattest du nur Augen für junge Studentinnen in Miniröcken. Wäre ich damals nicht gewesen, würdest du längst ergrauter Don Juan noch heute die Schulbank drücken.«

»Du vergisst«, konterte Wenz mit einem Lächeln, »die hübschen Dinger sind mir nachgelaufen. Aber lassen wir das. Viel brennender interessiert euch sicher, was ich über das U-Boot herausgefunden habe.«

»Und ob!« Vince nahm Block und Bleistift zur Hand.

»Als Erstes habe ich in einem meiner schlaun Bücher nach U-99 gesucht«, begann Wenz, »denn ich war mir sicher, irgendwann schon mal etwas über dieses U-Boot gelesen zu haben. Als ich es fand, stieß ich gleich auf die erste Ungereimtheit. Das Kommando auf U-99 hatte nämlich ein Kapitänleutnant namens Otto Kretschmer. Man nannte ihn auch ›Den Wolf im Atlantik‹. Er versenkte insgesamt 47 Schiffe mit 274.333 Bruttoregistertonnen. Er machte U-99 zu einem der gefürchtetsten Unterseeboote des Zweiten Weltkrieges, ehe er am 17. März 1941 südöstlich von Island vom britischen Zerstörer ›Walker‹ versenkt wurde und in Gefangenschaft geriet.«

»Und da ist kein Irrtum möglich?«, fragte Robert.

»Nein«, sagte Wenz bestimmt. »Auch in Unterlagen der britischen Navy ist das Gefecht genau beschrieben.«

Vince seufzte. »Das Tagebuch ist also eine Fälschung.«

Robert rutschte tief in seinen Sessel und legte seine Beine auf den kleinen Beistelltisch. »Nicht so hastig.« Er faltete die Hände über dem Bauch. »Da wüsste ich doch noch gern, was mit Korvettenkapitän Krüger ist. Hast du über ihn etwas in Erfahrung gebracht?«

»Ja. Aber das war die zweite Ungereimtheit. Laut den Aufzeichnungen befehligte er ein U-Boot vom gleichen Typ wie Kretschmers Boot. Dieses hatte bei einer Höchstgeschwindigkeit von 17,6 Knoten einen Radius von 3.250 Seemeilen. Bei einer geringeren Marschfahrt, sagen wir zehn bis elf Knoten, wären es rund 8.500 Seemeilen gewesen. Das bedeutet, Krüger konnte auch bei langsamer und somit Treibstoff sparender Fahrt, und selbst, wenn er in Las Palmas auftankte, unmöglich bis in die australischen Gewässer gelangen. Es sei denn, sein Boot wurde unterwegs noch einmal betankt.«

»Zum Beispiel von einem japanischen Versorgungs-U-Boot, wie im Tagebuch beschrieben«, warf Vince ein.

»Richtig. Nur: Den Unterlagen zufolge gilt Krügers Boot als verschollen – und zwar seit Ende September 1944. Außerdem hatte sein Boot eine andere Kennzeichnung. An diesem Punkt wollte ich bereits aufgeben, doch dann brachte mich eine alte Gewohnheit auf die richtige Spur. Ich beobachtete von meinem Wohnzimmer aus einen alten Frachter, der die Elbe hinunterschipperte. Dabei fiel mir auf, dass der Name des Schiffes geändert worden war. Dies vermutlich, als es einmal den Besitzer wechselte. Unter dem neuen Anstrich am Bug konnte ich noch schwach die alten Buchstaben sehen.«

»Sie meinen also, die U-Boot-Nummer ist absichtlich geändert worden?«, fragte Vince skeptisch.

»Davon bin ich unterdessen überzeugt. Schauen Sie, dieser U-Boot-Typ war der häufigste der deutschen Kriegsmarine. Über 660 Exemplare wurden davon gebaut. Was liegt also näher, als bei einem die Kennzahl zu ändern und es als vermisst zu melden, will man auf Nummer sicher gehen und es sozusagen unsichtbar machen. Dabei möchte ich noch anmerken, dass ab 1943 die Verluste bei den Unterseebooten stark anstiegen. Am Ende war über die Hälfte der gesamten U-Boot-Flotte, das sind immerhin 630 Stück, verloren gegangen. Von den Besatzungen ganz zu schweigen, da überlebte gerade mal ein Drittel.«

»Angenommen, du hast recht: Wer sollte das angeordnet haben und warum?«, fragte Robert.

»Ein Hinweis auf das *Warum* findet sich meiner Meinung nach in den Tagebuchkopien. Ziegler erwähnte ja an einer Stelle, es handle sich um eine so streng geheime Mission, dass man ihn nicht einmal über die Einzelheiten informierte. Dazu gehörte wohl auch, dass Krügers U-Boot nicht identifiziert werden sollte, wenn es gesichtet wurde.«

»Und da es zum Auftanken den Hafen von Las Palmas anlaufen musste, war klar, dass es mindestens einmal gesehen würde«, ergänzte Vince.

»Richtig. Zu der Zeit wimmelte es in neutralen Häfen von Spionen. Die Meldung über ein deutsches U-Boot mit der Kennzeichnung 99 konnte aber weder bei Freund noch Feind zu einem Ergebnis führen, weil es ja seit März 1941 gar nicht mehr existierte. Die Meldung konnte höchstens Verwirrung stiften und dazu führen, dass man das Ganze als Falschmeldung abtat.« Wenz machte eine kleine Pause. »Rechnen wir zurück. Laut Tagebuch verließen Korvettenkapitän Krüger und seine Crew die Basis Nordsee III auf Helgoland Anfang Oktober 1944 – fast exakt zu dem Zeitpunkt also, als Krüger als verschollen gemeldet wurde und kurz bevor das wieder auferstandene U-99 den Hafen von Las Palmas anlief. Zufall? Ich glaube nicht. Dieser

geheime Einsatz muss für das 3. Reich so wichtig gewesen sein, dass man jede nur erdenkliche Maßnahme traf. Immerhin lassen die Kisten, der Koffer und der geheimnisvolle Passagier, den unser U-99 auf seiner letzten Fahrt transportierte, diesen Schluss zu.«

»Bleibt die Frage nach dem *Wer*«, sagte Robert.

»Darauf habe ich möglicherweise auch eine Antwort. Laut Zieglers Tagebuch, fand in der Nacht vom vierten auf den fünften Oktober 1944 eine geheime Einsatzbesprechung auf dem Flottenstützpunkt Nordsee III statt, an dem unter anderem kein Geringerer als Großadmiral Karl Dönitz teilnahm. Offizielle Aufzeichnungen über diese geheime Einsatzbesprechung gibt es aber, zumindest, soweit mir bekannt ist, keine. Ob in diesen Tagen ein U-Boot Helgoland angelaufen oder verlassen hat, ist ebenfalls nicht dokumentiert, was unter den gegebenen Umständen nicht verwundert. Es überrascht euch wahrscheinlich nicht, dass über Dönitz' Aufenthalt an diesem Tag ebenfalls nichts bekannt ist. Was allerdings belegt ist: Die Sicherheitsvorkehrungen auf der Insel wurden während dieser Zeit massiv verstärkt, was darauf schließen lässt, dass irgendetwas Besonderes auf der Insel los war.«

Robert stieß einen bewundernden Pfiff aus. »Gratuliere, alter Junge, das war saubere Detektivarbeit. Es passt alles zusammen. Wenn Dönitz nach Helgoland fuhr, dann muss es einen verdammt guten Grund gegeben haben. Jemand sehr weit oben muss die Anweisungen gegeben haben. Vielleicht sogar der Führer persönlich.«

»Anzunehmen. Was habt ihr nun weiter vor?«, fragte Wenz.

Robert wartete, bis Vince seine Notizen beendete. »Sobald sich Vince' Bruder meldet, wird er ihm berichten, was du herausgefunden hast. Dann erfahren wir vielleicht, was sonst noch im Tagebuch steht. Mehr können wir im Moment nicht tun.«

»Vielleicht doch«, erwiderte Wenz. »Ich habe, kurz bevor ich zu euch abgeflogen bin, mit einem Freund auf Gran Canaria telefoniert. Sein Großvater war während des Krieges ein Mann mit – sagen wir mal – sehr weitreichendem Einfluss auf der Insel. Er glaubt, herausfinden zu können, ob unser U-99 kurz vor Mitte Oktober 1944 den Hafen anlief. Dies wäre die endgültige Bestätigung, dass das Tagebuch echt ist.«

»Leute kennst du«, sagte Robert und lächelte verschmitzt. Er kraulte den Kater, der auf seinen Bauch gesprungen war und sich zufrieden schnurrend zusammengerollt hatte. »Meine Freunde, die Geschichte wird zweifellos immer spannender. Darauf sollten wir noch einen trinken.«



Ernst nahm einen Schluck Champagner, anschließend köpfte er mit einem gezielten Schlag sein Frühstücksei. Es war Punkt sieben Uhr. Er saß beinahe allein im prunkvollen Speisesaal des Hotel Dolder. Mit dem Löffel testete er die Weichheit des Eis. Es gab nichts Ärgerlicheres als ein zu hartes Frühstücksei. Der Morgen, so fand er, begann gut. Überhaupt lief alles nach Plan. Und auch Karl Beckmann schien mit ihm zufrieden zu sein. Darüber war er besonders glücklich. Er hatte Beckmann – oder besser dem Genossen Pawlow – viel zu verdanken. Wäre er nicht gewesen, dann hätte ihn der deutsche Geheimdienst nach dem Fall der Mauer festgenommen. Er war noch immer einer der meistgesuchten ehemaligen Stasi-Leute, doch dank Pawlow hatte er eine neue Identität und eine neue Aufgabe erhalten. Erich war immer überzeugt gewesen, es in Pawlows Organisation weit zu bringen. Diese Chance hatte er nun; und er wollte sie nutzen.

Über die Ziele des Russen war er zwar nicht völlig im Bilde, aber was er wusste, reichte ihm. Der Fall der Mau-

er und die Öffnung des Ostens hatten für viele Geheimdienstleute und Agenten unangenehme Folgen nach sich gezogen. Einige hatten Glück und konnten ihren Job behalten, andere verloren ihn oder waren – wie er – plötzlich vom treuen, loyalen Diener des Staates zum Staatsfeind geworden. Er verstand Männer wie Nikolaj Georgij Pawlow. Sie hatten ihr Leben in den Dienst ihres Landes gestellt und waren eiskalt abserviert worden. Kein Wunder, dass sie sich nach den alten Zeiten zurücksehnten. Er persönlich hatte sich ganz gut an sein neues Leben gewöhnt. Der Westen war zwar pervers und dekadent, andererseits liebte er jede Art von Perversion.

Dass Pawlow und seine Weggefährten immer wieder ihr Wissen und ihre Verbindungen sowie ihre beachtlichen finanziellen Mittel nutzten, um in den Besitz von Waffen aus Beständen der ehemaligen Sowjetarmee zu kommen, die sie dann gezielt terroristischen Gruppierungen in Europa, den USA, Afrika, dem Nahen Osten und dem Irak zukommen ließen, störte ihn nicht im geringsten. Pawlow wollte das Rad der Zeit zurückdrehen, Russland wieder zu dem machen, was es einst war, doch Erich bezweifelte, dass das ging. Da er aber noch ein paar offene Rechnungen zu begleichen hatte und man ihn darüber hinaus sehr gut für seine Dienste bezahlte, war er nur zu gern bereit, für die Rote Doktrin zu arbeiten.

Er fragte sich, was das U-Boot geladen hatte, an dem Pawlow so interessiert war. Vielleicht Gold? Und was war im Koffer? Pawlow hatte es ihm nicht gesagt. Noch nicht.

Er winkte einem Kellner, der in seinem weißen Hemd mit gestärktem Kragen und gelber Fliege wie ein überdimensionaler Pinguin aussah. »Bringen Sie mir noch ein weiches Ei. Und noch etwas Lachs und Champagner. Nein, doch keinen Champagner.« Er musste einen klaren Kopf behalten. Heute wartete noch Arbeit auf ihn, wenn man das überhaupt so nennen konnte. Er würde den alten Krüppel Wenz und sei-

nen dicken Freund Neumann besuchen, sie ein wenig zum Plaudern ermuntern. Das würde ein Spaß werden!

Während sich der Kellner beflissen Richtung Küche entfernte, näherte sich aus der Halle ein Hotelangestellter seinem Tisch. Elegant verbeugte er sich vor Erich. »Bitte entschuldigen Sie die Störung. Da ist ein Herr Brunner am Empfang, der Sie zu sprechen wünscht. Er meinte, Sie würden ihn erwarten.«

Erich nickte. »Schicken Sie ihn herein.«

Brunner betrat den Speisesaal. Sein Unbehagen war ihm deutlich anzusehen. Er sah sich nervös nach allen Seiten um, dann erst trat er an Erichs Tisch.

»Setzen Sie sich, Brunner. Entspannen Sie sich. An diesem Ort werden Sie kaum auf jemanden treffen, der Sie kennt.«

Der Polizeibeamte wurde rot, schluckte seinen Ärger aber hinunter und setzte sich.

»Was haben Sie für mich?« Erich legte zwei Tranchen Lachs auf eine Scheibe Toastbrot und garnierte das Ganze mit Zwiebelringen, Kapern und Meerrettichschaum.

Brunner zog ein kleines Notizbuch aus der Manteltasche und klappte es auf. »Der Mann, der Wenz vom Flughafen abgeholt hat, heißt Vincent Foster. 36 Jahre alt. Neumanns Ex-Schwiegersohn. Lebt seit einem Jahr getrennt von seiner Frau. Keine Kinder. Vater Schweizer, inzwischen verstorben. Mutter Britin, aber nach der Scheidung vor neunzehn Jahren mit dem zweiten Sohn wieder nach England gezogen. Sonst gibt es nichts Auffälliges über ihn zu berichten, bis auf den Umstand vielleicht, dass er vor ein paar Tagen seine Firma verkauft hat.«

Erich biss genüsslich ein Stück Toast ab und tupfte sich mit der Serviette die Mundwinkel sauber. »Interessant. Was für eine Art Firma?«

»Eine Sicherheitsfirma. Nichts Großartiges. Ordnungs- und Verkehrsdienste, Bewachung, Objekt- und in geringem Masse auch Personenschutz.«

»Schön.« Er war beruhigt. In der heutigen Zeit schossen Sicherheitsfirmen überall wie Pilze aus dem Boden. Manche waren nichts anderes als Söldnerfirmen. Sich mit solchen Leuten anzulegen, bedeutete nur Ärger. Aber Vincent Foster gehörte zum Glück nicht zu diesem Schlag. Er würde mit ihm problemlos fertig werden, wenn es nötig sein sollte. »Nun, heute Abend werde ich mich erst einmal mit Neumann unterhalten. Hat Foster bei ihm übernachtet?«

»Nein. Er ist kurz vor ein Uhr morgens in seine Wohnung zurückgekehrt.« Der Polizist riss eine Seite aus seinem Notizbuch und schob sie über den Tisch. »Hier ist seine Adresse. Sollen wir vorsorglich sein Telefon und das von Neumann anzapfen?«

»Das von Foster reicht. Wenz und Neumann werden kein Telefon mehr benutzen, wenn ich mit ihnen fertig bin.«

Brunner riss die Augen auf. »Moment, von Mord war nicht die Rede!«

»Und? Ist das ein Problem für Sie? Wenn ja, unterrichte ich gern meine Auftraggeber, dass Sie kalte Füße bekommen haben.«

»Nun ... nein ... Ich dachte nur ...«

»Überlassen Sie das Denken mir. Halten Sie mich über Foster auf dem Laufenden und sorgen Sie dafür, dass ich heute Abend bei Neumann ungestört arbeiten kann.«



»Zwei Züge und du bist schachmatt«, sagte Robert und grinste. Er beugte sich vor, streckte die Hände aus und rieb sie sich vor dem wärmenden Kaminfeuer. »Zeit für eine Siegerzigarre.«

»Was ist mit dem Verlierer?«, fragte Reiner betrübt.

»Der erledigt erst den Abwasch ...«

»Sklaventreiber.«

Die Türglocke summt. Robert sah auf die Uhr. »Einquanzig Uhr. Du hast doch nicht etwa noch eine Pizza bestellt?«

Wenz grinste. »Ich wüsste nicht, wo ich die noch unterbringen sollte.«

Robert stand auf und ging zur Eingangstür. Er drückte auf einen Knopf und das Schwarzweißbild der Überwachungskamera unten am Tor flackerte auf dem kleinen in die Wand eingelassenen Monitor auf. Zwei Männer standen vor dem Tor, die Gesichter blickten in Richtung Kamera. Sie waren ihm unbekannt. Er drückte den Knopf der Gegensprechanlage. »Ja?«

»Herr Neumann?«

»Kommt ganz darauf an, wer Sie sind und was Sie wollen.«

»Mein Name ist Geiger, ich bin von der Deutschen Botschaft.« Er nickte in Richtung seines Begleiters. »Dies ist Herr Lüscher, er ist vom NDB, dem Schweizer Nachrichtendienst des Bundes. Wenn Sie Herr Neumann sind, müssen wir in einer dringenden Angelegenheit mit Ihnen sprechen.«

»Um diese Zeit?«

»Es ist wirklich wichtig.«

»Und um was geht's?«

»Das würden wir gern diskret mit Ihnen besprechen.«

»Nichts da. Rücken Sie erst einmal damit raus, was Sie wollen. Anderenfalls können Sie warten, bis Ihrem Allerwertesten Eiszapfen wachsen.«

Für einige Sekunden war nur das Rauschen der Gegensprechanlage zu hören. »Also gut. Es geht um das U-Boot, für das Sie und Herr Wenz sich interessieren.«

Robert wandte sich zu seinem Freund um, der ihm in die Diele gefolgt war. Diesem stand vor Überraschung der Mund offen.

Was sollte er antworten? Schließlich drückte er erneut auf die Taste der Sprechanlage. »Tut mir leid, ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Ich verstehe, dass Sie vorsichtig sind. An Ihrer Stelle wäre ich das bestimmt auch. Aber wenn Sie uns anhören, ändern Sie bestimmt Ihre Meinung.«

Reiner, der neben Robert getreten war, zuckte mit den Schultern. »Hören wir uns an, was sie zu sagen haben. Vielleicht erfahren wir etwas, das wir noch nicht wissen.«



Leuenberger und Erich gingen zügigen Schrittes den dunklen Kiesweg zum Haus hinauf. Die kleinen Steine unter ihren Schuhen knirschten bei jedem Schritt, was Erich nervte. Er sah sich nach allen Seiten um. Schon vor langer Zeit hatte er sich angewöhnt, in solchen Situationen seine Umgebung im Auge zu behalten, möglichst keine Geräusche zu verursachen und für andere so unsichtbar wie möglich zu sein. In seinem Beruf war das wie eine Lebensversicherung. Trotzdem konnte immer etwas Unvorhergesehenes dazwischenkommen, so, wie vor ein paar Monaten, als zufällig ein Spaziergänger Zeuge wurde, wie er einen Mordauftrag erledigte. Der Kerl hatte seinen Dobermann auf ihn gehetzt und nach Hilfe geschrien, weshalb er den dämlichen Köter und seinen Besitzer hatte umlegen müssen. Solche Kollateralschäden waren ärgerlich, denn sie schaden dem Ruf eines Profikillers – und er war ein Profi.

Dass er sich zu Neumanns Haus mit einem Trick Zugang verschaffen musste, war zwar aufwendig, ließ sich aber nicht vermeiden. Künsnacht gehörte zu den reichsten Gemeinden des Landes, wie ihm Leuenberger erklärt hatte. Viele Prominente lebten hier, weshalb Alarmanlagen und sogar patrouillierende private Sicherheitsdienste nichts Ungewöhnliches waren. Auch Neumanns Villa verfügte über eine Alarmanlage und Überwachungskameras. Die Anlage war aber glücklicherweise nicht auf dem neusten Stand, und so wurden die übertragenen Kamerabilder

nicht aufgezeichnet. Trotzdem; um in sein Haus einzubrechen und die dort Anwesenden zu überrumpeln, hätte er sie erst lahmlegen müssen, was zeitaufwendig gewesen wäre und vorab einige technische Abklärungen erfordert hätte. Dafür war keine Zeit. Pawlow wollte Resultate.

»Ziemlich misstrauischer Kerl, dieser Neumann«, sagte Leuenberger und riss Erich aus seinen Gedanken.

»Ja.« Er schnaubte. »Aber das wird ihm nichts nützen ...«



Robert musterte die Männer, die im Schein der Eingangslampe die Stufen zum Haus heraufstiegen.

Der Erste war groß, hatte ein mageres Gesicht mit eingefallenen Wangen. Sein kahler Kopf glänzte wie eine auf Hochglanz polierte Bowlingkugel. Er trug einen eleganten Gabardinemantel und hielt in der linken Hand einen schwarzen Aktenkoffer. Robert schätzte in auf ungefähr fünfzig Jahre, während sein Begleiter vom Schweizer Geheimdienst, ein blonder Mann mit einer langen, hässlichen Narbe auf der Wange, höchstens halb so alt war.

»Sehr freundlich von Ihnen, dass Sie uns zu dieser späten Stunde noch empfangen«, sagte der Ältere und streckte Robert seine behandschuhte Hand entgegen.

»Ich nehme an, Sie können sich ausweisen«, erwiderte Robert, ohne die Begrüßung zu erwidern oder einen Millimeter von der Tür zu weichen.

Geiger zog langsam die Hand zurück und schob sie in die Manteltasche. »Selbstverständlich«, sagte er und lächelte. »Hier, mein Diplomatenpass.«

Robert studierte den Ausweis, der auf den Namen Rolf Geiger ausgestellt war, dann wandte er sich Lüscher zu. Dieser zog ebenfalls einen Ausweis aus der Tasche. Beide Identifikationspapiere sahen für Robert echt aus. »Okay, kommen Sie herein.«

Er führte die beiden Männer ins Wohnzimmer, wo Reiner schon auf sie wartete. »Setzen Sie sich und lassen Sie hören.«

Geiger ließ sich in einen Sessel fallen, während Lüscher hinter ihm stehen blieb. »Wie ich bereits sagte, möchten wir mit Ihnen über das U-Boot reden, für das Sie sich interessieren.«

»Von dem Sie annehmen, wir interessieren uns dafür«, korrigierte ihn Reiner.

»Ich bitte Sie, wir wissen, dass Sie bei der deutschen Marine Erkundigungen über ein Unterseeboot mit der Kennzeichnung U-99 eingeholt haben.«

»Und wenn schon – das ist nicht verboten«, sagte Robert.

»Das nicht ... Doch wie wir wissen, sind Sie im Besitz von Unterlagen, die beweisen, dass es zwei Unterseeboote mit dieser Kennzeichnung gab und das ist doch sehr interessant.«

»Mir scheint, da hat jemand geplaudert«, sagte Robert.

»Ja«, fügte Reiner mit finsterem Gesicht hinzu. »Ich weiß auch, wer.«

»Wenn Sie damit Konteradmiral von Laue meinen – er hat nur seine Pflicht getan. Dieses zweite U-Boot hatte eine sehr gefährliche Ladung an Bord. Dies ist übrigens auch der Grund, weshalb mich jemand vom Nachrichtendienst des Bundes begleitet. Entgegen der gängigen Meinung, arbeiten unsere beiden Länder in solchen Fällen nämlich hervorragend zusammen.«

Lüscher räusperte sich. »Das ist korrekt. Sollten Sie also etwas über das Schicksal dieses U-Bootes wissen, bitten wir Sie dringend, uns das mitzuteilen.«

Robert stand auf und ging zur Bar, um sich einen Whisky einzuschenken. Er war noch nicht restlos überzeugt. »Wenn das stimmt, was Sie uns da auftischen, weshalb ist nach Kriegsende nie etwas darüber verlautet?«

»Weil damals alle Akten vernichtet wurden. Die Welt sollte nicht wissen, was das Dritte Reich mit der Ladung vorhatte«, antwortete Geiger.

»Kommen Sie. Die Nazis hatten schon genug Dreck am Stecken. Da wäre es darauf auch nicht mehr angekommen. Davon einmal abgesehen: Wenn alle Unterlagen verschwunden sind – wie kommt es, dass Sie darüber Bescheid wissen?«

»Und warum sollte uns deswegen ausgerechnet jemand von der deutschen Botschaft aufsuchen?«, fragte Reiner. »Viel wahrscheinlicher wären da doch die Marine oder der Bundesnachrichtendienst.«

In diesem Augenblick klingelte das Wandtelefon neben der Bar. Robert nahm ab.

»No, señor. Un momento.« Er winkte seinen Freund heran. »Ist für dich, ein Anruf von den Kanaren.« Robert kehrte zum Sofa zurück und setzte sich wieder.

»Si, soy Reiner Wenz. ¡Dios mío! ¿Cómo está ...? Si, comprendo, gracias.« Reiner hängte den Hörer ein.

Sein Gesicht war innerhalb weniger Sekunden totenbleich geworden. Als er zu seinem Platz zurückkehrte, schien er mit seinen Gedanken meilenweit entfernt zu sein.

»Schlechte Nachrichten?«, fragte Geiger mit einem Lächeln, das Robert erst irritierte, dann so wütend machte, dass er zu einer Salve wüster Kraftausdrücke ansetzen wollte.

Doch Reiner, den der spöttische Unterton in Geigers Stimme wieder wachgerüttelt hatte, war schneller.

»Ich wüsste nicht, was Sie das angehen sollte«, entgegnete er scharf.

Geiger klappte den Deckel seines Aktenkoffers auf. »Ich schon.«

Reiner sprang auf. »Das reicht!«

In diesem Moment griff Geigers Begleiter in die Innenseite seiner Jacke und zog einen Revolver heraus.

Robert packte seinen Freund an der Schulter und drückte ihn langsam zurück auf den Sessel.

»Aber, aber«, spottete Geiger und brachte seinerseits eine Waffe zum Vorschein. »Wir wollen doch nicht handgreiflich werden.«

»Verdammt, was soll das?« Robert schnaubte.

Geiger sah ihn belustigt an. Fast wie in Zeitlupe hob er seine Pistole, an deren Ende ein Schalldämpfer aufgeschraubt war und zielte auf Roberts Kopf. Als er den Hahn spannte, blickte er ihm fest in die Augen. »Ich werde Ihnen jetzt ein paar einfache Fragen stellen. Sie haben zwei Möglichkeiten: Entweder, Sie sagen mir, was ich wissen will – und das Ganze wird für Sie ohne viel Ärger über die Bühne gehen – oder Sie spielen die Helden und versuchen, mir etwas vorzumachen. Letzteres möchte ich Ihnen aber nicht empfehlen. Es würde mich zwingen, äußerst schmerzhaftes Mittel anzuwenden.«

Robert, der Geigers Blick die ganze Zeit erwidert hatte, nickte. »Also gut«, sagte er scheinbar einlenkend. »Was wollen Sie wissen?«

Geiger wartete, bis sein Begleiter mit vorgehaltener Waffe hinter seinem Sessel hervortrat, dann legte er seine Pistole vor sich auf den Tisch.

»Zunächst: Dieser Anruf eben, war der aus Gran Canaria?«

»Ja«, antwortete Reiner irritiert. »Woher ...«

»Ich sagte doch, ich stelle hier die Fragen! War das Ihr Freund Miguel da Silva?«

»Nein. Sein Onkel.«

»Dann war Ihr Freund Miguel also verhindert. Ein bedauerlicher Unfall, richtig?«

»Sie verdammter Bastard!«

»Moment, was ist eigentlich los?«, fragte Robert.

»Miguel war auf dem Weg von San Bartolome hinunter nach Las Palmas«, erklärte Reiner, ohne den Blick von Geiger abzuwenden. »Dabei versagten die Bremsen seines Wagens. Ein Zeuge berichtete, wie er in einer scharfen Linkskurve gegen die Leitplanken knallte und achtzig Meter tief in eine Schlucht stürzte.«

Geiger zog ein silbernes Zigarettenetui aus der Manteltasche und entnahm ihm eine dünne Zigarette. »Wie

tragisch«, meinte er theatralisch. »Er hätte sein Fahrzeug besser in Schuss halten sollen.«

Robert verzog das Gesicht. »Sie dreckiger Mistkerl!«

»Ihre respektlose Art ist wirklich herzerfrischend«, entgegnete Geiger. Er klappte das Etui wieder zu und klopfte mit seinem Glimmstängel auf den Deckel. »Aber leider wird meine Zeit langsam knapp. Kommen wir also wieder zur Sache. Wo ist das Tagebuch?«

»Keine Ahnung. Wir haben es jedenfalls nicht.«

»Und wer hat es dann?«

»Vielleicht der Nikolaus?«

»Genug!« Geiger schlug mit der Faust auf den Glas-tisch. »Sie wollen es scheinbar nicht anders. Aber glauben Sie mir, in ein paar Minuten werden Sie beide singen, schöner als zwei Nachtigallen.«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen«, entgegnete Robert. Er spürte, wie das Adrenalin durch seine Adern schoss, heiß wie die Flammen eines Feuers. Die Wut, die sie entfachten, nahm ihm alle Angst.

Geiger nahm eine Metallschachtel aus dem Koffer, legte sie auf den Tisch und öffnete sie. Er grinste diabolisch.

Robert blickte ungläubig auf den Inhalt. »Spritzen, Skalpelle, Zangen – ein Chirurgenbesteck.«

»In der Tat«, sagte Geiger und hob genüsslich ein zangenähnliches Gerät in die Höhe. »Das hier ist zum Kastrieren männlicher Schafe gedacht. Ein scheußliches Instrument, wenn sie mich fragen.«

Robert schüttelte den Kopf. »Sind wir nicht alle etwas zu alt für Doktor-Spiele?«

»Sie werden überrascht sein, wie viel Spaß das macht.«

»Ihnen bestimmt, Sie sadistisches Schwein«, schaltete sich Reiner ein. Er tauschte einen entschlossenen Blick mit Robert. »Glauben Sie wirklich, wir lassen uns von Ihnen so einfach in Streifen schneiden? Sie werden uns sowieso umbringen, da ziehe ich die schnelle Methode vor.«

Als Reiner ruckartig aufsprang, reagierte auch Robert. Er schleuderte sein Whiskyglas auf Leuscher, gleichzeitig stürzte er sich über den niedrigen Glastisch auf Geiger.

Dieser griff nach der Pistole, doch Robert umklammerte bereits sein Handgelenk, drehte es mit aller Kraft herum und ließ seine Faust mitten in Geigers Gesicht krachen. Sein Gegner schrie auf, ließ die Waffe fallen und kippte in den Sessel zurück.

Lüscher gab zwei Schüsse auf Reiner ab, ohne ihn zu treffen. Reiner drehte sich, griff nach einem Schüreisen, das in einem Ständer neben dem Kamin steckte, und schnellte herum. Seine alte Verletzung behinderte ihn, trotzdem stürmte er mit erhobenem Eisen auf Lüscher zu. Er war noch zwei Meter von ihm entfernt, da richtete Lüscher die Waffe auf Robert.

Er hatte sich den Aktenkoffer geschnappt, um ihn in Geigers Gesicht zu schleudern, als Lüscher abdrückte und ihn in die Schulter traf.

Robert verlor das Gleichgewicht und sackte in die Knie, doch dann kam er wieder auf die Beine.

Geiger zog aus dem Ärmel seines Mantels eine weitere Schusswaffe.



Von Lüschers und Geigers Kugeln getroffen, stürzte Robert über den Glastisch, wo er blutüberströmt zwischen Sofa und Tisch liegen blieb.

Reiner schrie auf. Er legte all seine Wut in den Schlag, mit dem er Lüscher den Eisenhaken über den Kopf schlug.

Lüscher stürzte zu Boden. Aus seinem zertrümmerten Schädel spritzten Hirnmasse und Blut.

Reiner wirbelte herum und holte zu einem Schlag gegen Geiger aus – doch dieser hatte die Automatik bereits auf ihn gerichtet.



Kurz hintereinander feuerte Erich sechs Kugeln in Wenz' Kopf.

Erich keuchte. Mühsam stand er auf, blickte erst zu Leuenberger und dann zu Wenz, dessen Hirn über die halbe Wand und den Holzfußboden verteilt worden war. Erst jetzt bemerkte er, dass ihm Blut aus Nase und Mund tropfte. Er wischte es mit dem Ärmel ab und befühlte seine gebrochene Nase.

»Scheiße!« Hastig sammelte er seine Instrumente zusammen.

Als er alles in seinem Koffer verstaut hatte, trat er vor Robert und verpasste ihm einen Fußtritt. »Verdammtes Arschloch!« Er stieg über den blutüberströmten Körper, ging zu Leuenbergers Leiche und zog ihm den falschen Regierungsausweis aus der Tasche. Dann verließ er, ohne sich noch einmal umzudrehen, das Haus.

25. Oktober 2012

Cooper Pedy, Südastralien

Es war kurz nach zehn Uhr morgens, doch die Sonne brannte bereits unbarmherzig auf die staubige, baumlose Landschaft. Sie ließ die unzähligen rotbraunen Erdhügel in der heißen Luft wie kleine Vulkane flimmern, die jeden Moment auszubrechen drohten.

Überall in der Erde klafften tiefe Löcher, die aussahen, als hätte ein Heer riesiger Maulwürfe den Boden durchwühlt. In gewisser Weise stimmte das auch; wenngleich es keine Maulwürfe, sondern Menschen waren, die unermüdlich immer neue Stollen und Gänge schufen.

Die Opalfelder von Cooper Pedy – des *weißen Mannes im Loch*, wie die Aborigines diesen Ort nannten – war ein Ort, an dem Menschen wie besessen nach Opalen gruben.

Gefesselt vom Zauber, den die leuchtenden Edelsteine mit ihren farbig schimmernden Einschlüssen auf sie ausübte, und dem Traum von der großen Ader, die sie auf einen Schlag reich machen konnte, durchwühlten sie bis zur Erschöpfung die Erde.

Neben einem senkrecht in die Erde gedrillten, kreisrunden Schacht stand ein Generator, über den eine blaue Plastikplane als Sonnenschutz gespannt war.

Bryan wischte sich den Schweiß aus der Stirn und trat mit einem Benzinkanister neben die Maschine, um den Tank aufzufüllen. Unter der Plane war es etwas angenehmer, aber nicht viel. Er schätzte die Temperatur auf dreißig Grad, vermutlich würde das Quecksilber im Verlauf des Tages aber noch auf vierzig bis fünfundvierzig Grad ansteigen.

Als er fertig war, überprüfte er die Anschlussvorrichtung für den Absaugschlauch, der die Stollen mit frischer Luft versorgte und bei Sprengungen Bohrstaub und giftige Gase absog. Er warf den Generator an und ging zum Lastwagen zurück, der einige Meter entfernt neben einer Geröllhalde stand.

Aus der Führerkabine nahm er einen kleinen Rucksack und schnallte sich ihn um. Gierig trank er eine halbe Flasche Wasser. Anschließend ging er zur Ladefläche des Lasters. Er steckte sich eine Taschenlampe in den Hosensack und setzte einen Arbeitshelm auf, an dem eine batteriebetriebene Lampe befestigt war. Danach zog er einen großen Sack vom Laster, den er sich auf die Schulter hievte. So ausgerüstet kehrte er zum Schachteingang zurück. Er band den Sack an ein Seil und ließ ihn in den Stollen hinunter. Dann kletterte er vorsichtig an der Strickleiter hinterher.

Mit jedem Meter wurde es kühler, nach zehn Metern erreichte er den Boden. Hier unten war es nicht wirklich kalt – die Temperatur betrug das ganze Jahr über um die

zweiundzwanzig Grad – aber das Wissen um Zieglers Leiche, die nur einige Meter von ihm entfernt unter mehreren Tonnen Gestein begraben lag, jagte ihm einen Schauer über den Rücken. Es gab ihm das Gefühl, in eine eisige Gruft gestiegen zu sein.

Er war nervös, obwohl er eigentlich keinen Grund dazu hatte. Das Schlimmste lag hinter ihm und sein Plan war aufgegangen. Gut, die Bullen hatten sich anfangs ziemlich misstrauisch verhalten. Besonders dieser pickelgesichtige Senior Constable Pirce, ein Frischling aus der Polizeischule in Adelaide. Der schob erst ein paar Monate in Coober Pedy Dienst und hatte noch nicht kapiert, dass hier ganz andere Gesetze als in der Großstadt galten. Am Ende sah aber auch Pirce ein, dass Crazy Diggers Tod nur ein Unfall gewesen war. Immerhin gab es jährlich rund vierzig Verschüttete – Raubschürfer nicht mal mitgezählt. Die begrub man nämlich ohne viel Federlesen gleich bei lebendigem Leibe, wenn man sie erwischte. Das war eines der ungeschriebenen Gesetze der *Fossickers* von Coober Pedy.

Raubschürfer waren der Grund, weshalb Bryan hier war. Niemand kannte sie, aber man war sich einig: Sie waren der größte Abschaum des Outbacks. Gemeinsam schimpfte man in den Pubs über diese Diebe und schwor ihnen lauthals den Tod, würde man sie in der eigenen Mine erwischen.

Doch diese Einigkeit trog. Jeder wusste, dass der Kumpel, der neben einem an der Theke stand und ein Bier ausgab, vielleicht nur darauf aus war, einen auszuhorchen. Daher versuchte jeder, seinen Fund so lange wie möglich geheim zu halten. Das war das Erste, was ihm Ziegler beigebracht hatte. Und daran hielten sie sich auch, als sie vor zwei Wochen auf *Potsch*, den Vorboten einer reichen Ader, gestoßen waren. Bereits einen Tag später fanden sie die ersten schönen Opale, noch dazu in einer hervorragenden Qualität. Bryan glaubte, das große Los gezogen zu haben,

aber dann stürzte ein Teil des Hauptstollens ein. Ziegler hatte das schon lange vorhergesehen, denn je näher sie der Ader kamen, umso bröckeliger wurde das Gestein. Am Ende hielt er es für zu gefährlich, weiterzugraben. Er wollte die Mine aufgeben und an einer anderen Stelle neu beginnen.

Natürlich hätte er die Arbeit im einsturzgefährdeten Stollen auch allein fortsetzen können, doch das war ihm ein zu großes Risiko. Er hatte die Nase voll. Sein Traum, in Coober Pedy schnell reich zu werden, hatte sich in Staub verwandelt. Außerdem besaß er nur noch ein paar Hundert Dollar. Da hatte sich der Gedanke geradezu aufgedrängt, Ziegler um die Ecke zu bringen und so wenigstens noch den Erlös – rund 45000 Dollar – aus dem Verkauf der in den letzten Wochen gefundenen Opale einzustreichen. Und dann war da natürlich auch noch Zieglers Tagebuch, das er bei seinen Sachen entdeckt hatte. Was darin stand, roch verdächtig nach Geld.

Als er an diesem Morgen mit seinem Bruder telefonierte, hatte Vince ihm bestätigt, dass das Tagebuch mit ziemlicher Sicherheit echt war. Die U-Boot-Geschichte war also nicht nur das Hirngespinnst eines alten, schrulligen Mannes – weshalb Bryan beschlossen hatte, nach Broome oder Derby zu fahren, sich ein Boot zu mieten und nach dem Koffer und den Kisten zu suchen. Zuvor musste er aber noch ein Problem lösen.

Damit die Polizei nicht versuchte, Crazy Diggers Leiche zu bergen, hatte er den Beamten von dem großen Fund zwei Wochen zuvor erzählt. Die Geschichte untermauerte er, indem er behauptete, Crazy Digger habe so kurz vor dem Ziel nicht aufgeben wollen. Als er am Ende des Stollens eine Sprengung vornahm, sei durch diese der Hauptgang auf fast zwei Drittel der Länge eingestürzt. Dass dies eine Grabung nach dem Toten viel zu aufwendig und gefährlich machte, war dann auch den Cops klar gewesen.

Leider machte die Geschichte in den Pubs die Runde. Bryan war schlagartig klar geworden, dass das Gerücht von einer reichen Ader schon bald die ersten Raubschürfer in ihre Mine locken würde. Wenn diese erst einmal zu buddeln begannen, stießen sie unweigerlich auf Crazy Diggers Leiche. Diese lag nämlich nicht ganz am Ende des eingestürzten Stollens, wie Bryan der Polizei erzählt hatte. Man brauchte kein erfahrener Opalsucher zu sein, um daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Er hatte einen Fehler gemacht und den musste er nun ausbügeln, indem er auch noch den Rest des Stollens in die Luft sprengte.

Bryan öffnete den Sack, nahm einige Dynamitstangen heraus und verteilte sie auf beiden Seiten des Ganges in Löcher, die er am Vortag in die Stollenwände gebohrt hatte. Als er fertig war, öffnete er seinen Rucksack und entnahm ihm Zünder, Kabel und was er sonst noch brauchte.

Eine halbe Stunde später war alles bereit. Insgesamt neunundzwanzig Sprengsätze hatte er verteilt. Diese würden ausreichen, um den Stollen bis zum Schachteingang einstürzen zu lassen. Nun musste er nur noch das Zündkabel nach oben ziehen und mit dem Fernzünder die Explosion auslösen – danach waren seine Probleme gelöst.

Zufrieden piffte er *Murder by Numbers* von *Police* und packte seine Sachen zurück in die Tasche. Während er langsam nach oben kletterte, rollte er hinter sich das Zündkabel ab.

Auf halbem Weg ließ ihn ein lautes Geräusch nach oben blicken. Über dem Schachteingang lehnte eine dunkle Gestalt.

26. Oktober 2012

Sydney, New South Wales, Australien

Einige Kilometer östlich von Sydney, an der ruhigen und malerischen Watsons Bay, lag *Doyle's*, eines der bekanntesten Fischrestaurants der Stadt. Einst war es das Ausflugs-

ziel eleganter und reicher Herrschaften, die in Kutschen oder Segelbooten vorfuhren, inzwischen erfreute es sich längst auch bei Touristen großer Beliebtheit. Das alte, im Kolonialstil erbaute, zweistöckige Haus stand an einem weißen Sandstrand, nur von einer schmalen Fußgängerpromenade getrennt.

Draußen unter der blauweiß gestrichenen Holzveranda saß Nikolaj an einem kleinen Tisch. Er blickte zu den anderen Gästen, die es ebenfalls vorgezogen hatten, ihr Mahl an der frischen, nach Meer und Algen duftenden Luft einzunehmen. Ihm gegenüber saß ein großer, schlanker Mann, dessen gut gebauter Körper nicht recht zu den schwarz gefärbten Haaren und der blassen Hautfarbe passen wollte.

Nikolaj schob sich den letzten Bissen Hummer in den Mund und spülte ihn mit einem Schluck Pennfold's Chardonnay hinunter, als sein Handy klingelte. Der Anruf kam aus Übersee, wie ihm ein Blick auf das Display verriet.

»Beckmann«, meldete er sich.

»Hier ist Lübke. Ich hoffe, ich störe Sie nicht – Ihre Sekretärin sagte, Sie seien beim Essen.«

»Schon in Ordnung. Was gibt es?«

»Nun ja, ich wollte Ihnen eigentlich nur mitteilen, dass ich noch ein paar Tage brauche, ehe ich Ihnen Näheres berichten kann.«

»Ich dachte, Sie hätten sich unterdessen mit Wenz und Neumann unterhalten.«

»Das habe ich auch ... Zumindest wollte ich es.«

»Was nun«, knurrte Nikolaj, »haben oder wollten Sie?«

»Ich habe es versucht. Aber die beiden waren ausgesprochen unkooperativ. Als ich sie gefügig machen wollte, haben sie sich gewehrt. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie zu erledigen. Es tut mir leid.«

»Tut es das?«

Einige der Gäste an den Nebentischen wandten sich neugierig um.

»Was ist schiefgelaufen?«, fuhr er in normalem Tonfall fort. »Sie waren doch zu zweit, mit diesem ...«

»Leuenberger.«

»Ja, genau.«

»Er ist ... tot.«

Um vor Wut nicht gleich loszubrüllen, klopfte Nikolaj erst einige Male mit der Gabel auf das Tischtuch. »Wie konnte das geschehen?«

»Leuenberger hat einen Moment nicht aufgepasst. Ich garantiere Ihnen, so etwas wird nicht wieder vorkommen.«

»Das nützt uns herzlich wenig. Sie haben versagt. Und das in einer für uns überaus wichtigen Angelegenheit.«

»Ich weiß«, erwiderte Lübke kleinlaut. »Aber ich bin sicher, Neumann und Wenz hätten uns auch nicht weiterhelfen können. Die Person, an die wir uns halten müssen, ist Neumanns Schwiegersohn, Vince Foster. Er ist der Schlüssel. Ich bin überzeugt, dass er das Tagebuch hat.«

»Dann haben Sie es also nicht bei Neumann gefunden?«

»N... nein.«

Lübkes Zögern war Nikolaj nicht entgangen. »Sie haben nicht danach gesucht, stimmt's?«

»Dazu war einfach keine Zeit mehr. Aber wie ich schon sagte: Alles deutet darauf hin, dass Vincent Foster unser Mann ist.«

»Also gut. Kümmern Sie sich um ihn. Ich erwarte innerhalb von achtundvierzig Stunden Bericht – und Resultate.«

»Natürlich, Sie können sich auf mich verlassen.«

Nikolaj unterbrach das Gespräch und legte das Handy auf den Tisch.

»Sorgen?«, fragte sein Begleiter mit sanfter Stimme. Er blickte ihm besorgt in die Augen.

»Nichts, worüber du dir den Kopf zerbrechen müsstest«, antwortete Nikolaj ernst. »Vielleicht werde ich es dir später erzählen. Genießen wir jetzt lieber unseren Barramundi.«

Danach, dachte er, würden sie in das Appartement fahren, das er in Bondi Beach gekauft hatte. Dort konnte ihm Marc den Nacken massieren, um die verdammten Kopfschmerzen loszuwerden. Darin – und in ein paar Dingen mehr – war der Junge ein wahres Genie.



Vince träumte von einem großen U-Boot, das in einem Moment wie ein Torpedo durch die Tiefen des Meeres schoss und im nächsten wie ein Zeppelin durch die Lüfte schwebte. Plötzlich verwandelte sich das Luftschiff in einen großen braunschwarzen Adler, der von einem leuchtend blauen Himmel zu ihm herunterblickte und ihm etwas zurief. Doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte es nicht verstehen. Benommen wachte er auf.

Es dauerte eine Weile, ehe er begriff, dass die Türglocke klingelte. Gähnend tastete er nach dem Lichtschalter und schwang gleichzeitig die Beine aus dem Bett. Es war kurz nach drei Uhr morgens, wie ihm ein flüchtiger Blick auf den Wecker verriet. Die Türglocke läutete erneut. Müde schlurfte er zur Wohnungstür und drückte den Knopf der Gegensprechanlage.

»Nur die Ruhe«, knurrte er. »Was in aller Welt ist so wichtig, mich um die Zeit aus dem Bett zu klingeln?«

»Stadtpolizei Zürich, mein Name ist Matthys«, meldete sich eine männliche Stimme. »Bitte entschuldigen Sie die nächtliche Störung. Sind Sie Herr Vincent Foster, bekannt mit Robert Neumann, wohnhaft in Küsnacht?«

»Ja«, antwortete Vince. »Er ist mein Schwiegervater. Was ist denn los?«

»Das möchten mein Kollege und ich gern persönlich mit Ihnen besprechen. Wenn Sie uns hereinlassen würden ...«

»Sicher.« Vince betätigte den elektrischen Türöffner.

»Also, was ist los?«, empfing er die beiden uniformierten Beamten an der Tür.

»Diese Nacht, gegen zweiundzwanzig Uhr, hat es in Herrn Neumanns Haus eine Schießerei gegeben«, sagte einer der Polizisten, ein groß gewachsener blonder Mann mit dunklen Ringen unter den Augen. Auf seinem Namensschildchen stand *K. Matthys*.

»Eine Schießerei?« Vince konnte es kaum glauben. »Ist Robert verletzt?«

»Leider ja.«

»Mein Gott! Wie schlimm ist es?«

»Das wissen wir nicht genau«, antwortete der andere Beamte. Seine Zunge wand sich im Mund wie ein Fisch im Netz. Schlechte Nachrichten zu überbringen, gehörte klar nicht zu seinen Lieblingsaufgaben.

»Was heißt, Sie wissen es nicht genau? Und wer hat auf ihn geschossen?«

»Das versuchen wir gerade herauszufinden. Würde es Ihnen etwas ausmachen, uns zu begleiten?«, übernahm Matthys wieder das Gespräch.

»Und wohin?«

»Ins Universitätsspital. Dort wartet der zuständige Kollege von der Kriminalpolizei, Herr Bonvin, auf Sie.«

»Okay, aber ich nehme meinen Wagen.

Die Polizisten warfen sich einen kurzen Blick zu. »Wir müssen das fragen: Sind Sie sicher, dass Sie fahren können?«

Vince nickte. »Geben Sie mir fünf Minuten, dann bin ich unten.«

Auf der Fahrt zum Krankenhaus zerbrach sich Vince den Kopf, was in Roberts Haus geschehen und wie schwer sein Schwiegervater verletzt worden sein mochte. Hatte Robert oder Reiner Wenz einen Einbrecher überrascht? *In Neumanns Haus hat es eine Schießerei gegeben.* Das klang nicht nach einem Einbruch. Das unangenehme Kribbeln in seinem Magen verstärkte dieses Gefühl.

Matthys begleitete Vince bis vor den Eingang des Krankenhauses. Dort wartete bereits ein weiterer Polizeibeamter in Uniform auf sie. Er führte Vince durch helle, nach Desinfektionsmittel riechende Gänge zu einem Lift. Sie fuhren drei Stockwerke hoch, um sogleich weiter durch das Labyrinth des weitläufigen Spitals zu eilen.

Als sie die Notaufnahme erreichten, kam ein kleiner, grauhaariger Mann mit einem makellosen dunkelblauen Anzug, einer schreiend gelben Krawatte und einer Schreibmappe unter dem Arm auf sie zu.

»Herr Foster? Mein Name ist Bonvin, ich bin der leitende Ermittler.«

Sie reichten sich kurz die Hände, dann blickte Vince zur Tür der Intensivstation. »Ist mein Schwiegervater da drin?«

»Seit etwa zehn Minuten«, bestätigte der Beamte. »Er wurde bis jetzt operiert.«

»Wie geht es ihm? Wie schwer sind seine Verletzungen? Verdammt, was ist überhaupt passiert? Und wo ist Reiner Wenz? Er war doch ebenfalls bei Robert zu Hause ...«

»Bitte beruhigen Sie sich«, sagte Bonvin und legte Vince eine Hand auf den Arm. »Der Kollege wird Ihnen einen Kaffee holen, dann geht es Ihnen gleich besser. Ich versuche inzwischen, den verantwortlichen Arzt zu finden. Haben Sie ein paar Minuten Geduld, dann wissen wir mehr.«

Vince nickte. Er setzte sich auf eine Besucherbank und blickte Bonvin nach, wie er den Gang hinab bis zum Raum der Nachtschwester ging.

Der Polizist brachte ihm den Kaffee. Vince nippte daran und verzog das Gesicht. Wenn er das Gebräu austrank, würde er ohne Zweifel ebenfalls auf der Intensivstation landen. »Waren Sie dabei, als man ihn fand?«

»Nein.«

Bonvin kehrte in Begleitung eines spindeldürren Arztes zurück, aus dessen Brusttasche ein glänzendes Stethoskop baumelte.

»Das ist Dr. Gisler. Er hat Robert Neumann operiert«, stellte Bonvin den gut fünfzigjährigen Mann im weißen Kittel vor.

Der Arzt und Vince begrüßten sich mit einem kurzen Nicken.

»Da es die Polizei so kurz und verständlich wie möglich mag, lasse ich die Fachausdrücke weg«, sagte Dr. Gisler und blickte auf das Klemmbrett in seiner Hand. »Der Patient wurde um zweiundzwanzig Uhr dreißig eingeliefert und sofort in den OP gebracht. Ich stellte drei Schussverletzungen fest, und zwar an Schulter, Brust und Kopf. Kugel Nummer eins trat in Höhe des rechten Schulterblattes schräg in einem steilen Winkel in den Körper ein, durchschlug das Schulterblatt und trat, nachdem sie das Schlüsselbein gestreift hatte, wieder aus. Kugel Nummer zwei stammte vermutlich aus einer kleinkalibrigen Waffe und riss zunächst einen Teil des linken Ohrs ab, ehe sie die hintere Schädeldecke streifte. So weit hat der Patient – wenn man so will – Glück gehabt. Was uns mehr Sorgen macht, ist die dritte Verletzung. Zwar kann man auch hier von Glück sprechen, da diese Kugel lediglich eine Fleischwunde verursachte und keine lebenswichtigen Organe traf, da sie aber ein höheres Kaliber hatte, führte sie zu einem hohen Blutverlust.«

»Was bedeutet das?«, fragte Vince.

»Dass der Zustand des Patienten im Moment kritisch ist. Ich würde sagen, seine Chancen stehen fünfzig zu fünfzig. Andererseits scheint er in guter körperlicher Verfassung zu sein. Das ist oftmals entscheidend. Ich denke, wenn er die nächsten zwölf Stunden übersteht, ist er über den Berg. Es tut mir leid, mehr kann ich Ihnen im Augenblick nicht sagen.«

»Kann ich zu ihm?«

»Besser, Sie warten bis morgen. Sollte sich sein Zustand verschlechtern, werden wir Sie umgehend informieren.«

Dr. Gisler sah auf die Uhr. »Wenn Sie keine weiteren Fragen haben ... Auf mich wartet leider noch eine Menge Arbeit.«

Nachdenklich blickte Vince dem Arzt hinterher, wie er mit schnellen Schritten den kahlen Gang hinuntereilte. Er fühlte sich kein Stück besser. Zwölf Stunden, die darüber entschieden, ob Robert weiterleben würde – und die auch er irgendwie durchstehen musste. Er wandte sich Bonvin zu. »Sagen Sie mir jetzt, was mit Reiner Wenz ist?«

Bonvins Stirn legte sich in Falten. »Dazu komme ich gleich. Zuvor wüsste ich gern, wo Sie gestern Abend zwischen zwanzig und zweiundzwanzig Uhr waren.«

Erst glaubte Vince, er hätte sich verhört, doch Bonvins Blick ließ keinen Zweifel daran, dass er es ernst meinte. »Sie halten mich für verdächtig?«

»Beantworten Sie bitte meine Frage.«

»Na schön. Ich war zu Hause. Habe ich Zeugen dafür? Nein. Und was jetzt? Legen Sie mir Handschellen an?« Vince hob die Hände und schüttelte langsam den Kopf. *So viel zu Konfliktbewältigungskursen und Stressmanagement*, dachte er. »Entschuldigen Sie, das war daneben. Sie versuchen ja nur, Ihren Job zu machen.«

»Sie sind aufgewühlt, das ist verständlich. Wissen Sie, wo wir Herrn Neumanns Tochter, ihre Exfrau, erreichen können?«

»Da bin ich überfragt. Weder Robert noch ich haben in den letzten Monaten etwas von ihr gehört. Wir wissen nur, dass sie mit einem ehemaligen Börsenmakler durch die Welt jettet.«

»Nun, wenigstens konnten wir Sie erreichen. Robert Neumann hatte Sie in seinem Handy als Notrufnummer gespeichert.«

»Schön. Sagen Sie mir jetzt, was mit Wenz ist?«

»Wir gehen davon aus, dass er bei der Schießerei getötet wurde. Sicher sind wir allerdings erst, wenn er zweifelsfrei identifiziert wurde.«

Vince seufzte. So, wie sich Bonvin verhielt, war diese Information keine Überraschung. »Das kann ich übernehmen.«

Bonvin wollte erst, dass sie sich setzten. Dann öffnete er den Verschluss seiner Schreibmappe, zog ein iPad heraus und rief eine Bilddatei auf.

Das erste Foto zeigte einen Mann in Jeans und blutverschmierten Hemd, der auf einem Chromstahl Tisch lag. Sein Oberkörper war von den Schultern aufwärts mit einem weißen Laken bedeckt, das ebenfalls blutbesudelt war. Dort, wo sich eigentlich unter dem Stoff der Kopf hätte abzeichnen sollen, fiel das Tuch fast bis zur Tischplatte ab. Vince schluckte leer.

»Sie verstehen jetzt bestimmt, warum wir ihn noch nicht endgültig identifizieren konnten«, sagte Bonvin. Er strich mit dem Zeigefinger über den Touchscreen und ein neues Bild erschien auf dem Bildschirm.

»Das ist er.« Auf dem Foto war dieselbe Person zu sehen, aber unbekleidet, nur die Genitalien waren bedeckt. »Die Beinprothese, das ist Reiner Wenz.« Eine weitere Fotografie zeigte Reiners Hand mit seinem großen Siegelring. »Kein Zweifel.«

»Ich danke Ihnen.« Bonvin sah ihm in die Augen. »Eigentlich hatte ich gehofft, Ihnen noch weitere Fotos zeigen zu können – denn wir stießen in Neumanns Haus noch auf eine zweite Leiche. Aber die Bilder wurden mir noch nicht übermittelt.«

Wenn Bonvin seine Reaktion testen wollte, dann war ihm das gelungen. Vince war wie vor den Kopf geschlagen. »Eine ... zweite Leiche?«, stammelte er.

Bonvin nickte. »Wenn Sie sich stark genug fühlen, möchte ich Sie bitten, mich ins Leichenschauhaus zu begleiten. Vielleicht kennen Sie ja den Mann ...«

Kurz vor halb elf Uhr morgens kehrte Vince nach Hause zurück. Gedankenversunken lenkte er seinen Wagen in

die Tiefgarage. Ihm war noch immer speiübel von dem, was er im Institut für Rechtsmedizin gesehen hatte und er fragte sich, weshalb er sich dort nicht auf der Stelle hatte übergeben müssen. Wahrscheinlich lag es daran, dass er während der Identifizierung alles wie durch einen Nebel wahrgenommen hatte.

Erst hatte man ihm nur die Kleider des Mannes gezeigt. Sie lagen, wie in einer Luxusherrenboutique, der Reihe nach auf einem Tisch ausgebreitet, die Krawatte sorgfältig über dem Hemd drapiert, die Socken halb in die Schuhe gesteckt. Danach führte man ihn in den Leichenraum, wo man ihm, vom Hals bis zu den Füßen, den Körper des Toten zeigte. Nichts davon war ihm bekannt vorgekommen. Dann hatte ihn Bonvin gefragt, ob er vielleicht einen Blick auf das übel zugerichtete Gesicht des Mannes werfen würde und er hatte zugestimmt. Ein Fehler, wie er jetzt wusste. Der gespaltene Kopf des Mannes sah grotesk und unmenschlich aus. In der Mitte der dreifingerbreit auseinanderklaffenden Gesichtshälften lag das teilweise zerquetschte Hirn, eine graue, blutverschmierte und matt glänzende Masse, von der ein Geruch ausging, wie er ihn noch nie zuvor gerochen hatte – und hoffentlich auch nie wieder riechen musste. Letztendlich hatte Vince den Mann aber nicht identifizieren können – er war ihm noch nie zuvor begegnet.

Bonvin hatte ihn danach als Dank für seine Hilfe auf einen Kaffee in der nahe gelegenen Regionalwache City eingeladen, und Vince hatte angenommen. Entgegen seinen Befürchtungen und allen filmischen Klischees war der Kaffee hervorragend, auch wenn Vince schnell merkte, dass es Bonvin in erster Linie darum ging, ihn zu Robert, Reiner Wenz und seiner Beziehung zu den beiden auszufragen.

Noch immer war er sich nicht sicher, ob Bonvin nur möglichst schnell mit dem Fall vorwärtskommen wollte, oder ob er sich in die Idee verbissen hatte, Vince könnte der Täter sein. Als Bonvin ihm sagte, der unbekannte Tote sei

vermutlich einer der Männer gewesen, die in Roberts Haus eingedrungen und beim Handgemenge von Wenz erschlagen worden waren, hatte er Vince jedenfalls ganz genau beobachtet. Zwar wollte Bonvin die Möglichkeit eines Einbruchs nicht ausschließen, aber Vince spürte deutlich, dass der Polizeibeamte von dieser Version nicht überzeugt war.

Auch er fand es unwahrscheinlich, dass Diebe zu früher Abendstunde in ein Haus einbrachen, in dem mit Sicherheit noch Licht brannte. Erhärtet wurde diese Vermutung durch die Aussage eines Nachbarn. Dieser hatte auf dem Balkon eine Zigarette geraucht, als er die Schüsse hörte. Kurz danach sah er einen Mann mit einem Aktenkoffer aus Roberts Haus laufen, der nicht wie ein gewöhnlicher Einbrecher gekleidet gewesen war. Leider hatte der Zeuge nur eine sehr vage Beschreibung liefern können. Aber auch die Tatortfotos, die ihm Bonvin gezeigt hatte, sprachen gegen einen Raubüberfall. Robert besaß einige wertvolle Bilder und Bücher, die die Diebe sicher nicht zurückgelassen hätten, doch davon fehlte nichts, zumindest, soweit Vince das feststellen konnte.

Wer aber waren dann die Männer, die Robert überfallen hatten und was wollten sie? Vince konnte nicht mehr klar denken. Er musste sich erst ein paar Stunden hinlegen. Dann wollte er wieder ins Krankenhaus fahren. Vielleicht wusste die Polizei bis dahin mehr.

Vince fuhr mit dem Fahrstuhl hinauf zu seiner Wohnung. Als er den Schlüssel ins Schloss steckte, stellte er fest, dass die Wohnungstür nicht abgesperrt war. Er schüttelte den Kopf. Vermutlich hatte er es vergessen, als er das Haus morgens um drei aufgewühlt und in aller Eile verlassen hatte. Er stieß die Tür auf und trat ein.

Das Wohnzimmer bot ein Bild der Verwüstung. Bücher, CDs, Gläser und anderes mehr war achtlos zu Boden geworfen, Pflanzen aus ihren Töpfen gerissen und die Erde

auf den Dielenbrettern ausgekippt worden. Die Kissen der Sitzgruppe waren aufgeschlitzt und einige Schaumstoffetzen wirbelten durch den entstandenen Luftzug über den Holzfußboden.

»Auch das noch ...«, stöhnte er. Ein Einbruch, das hatte ihm gerade noch gefehlt. Es war Morgen, schon seit knapp drei Stunden hell und die Diebe waren natürlich längst über alle Berge. Er kannte das. Sein früherer Job hatte ihn des Öfteren in Wohnungen und Häuser geführt, in die eingebrochen worden war und deren Bewohner jetzt seine Firma beauftragen wollten, ein Alarmsystem zu installieren. Dass es ihn aber in seinem eigenen Apartment treffen könnte, damit hatte er nicht gerechnet. Vielleicht lag es an seiner Erfahrung im Umgang mit solchen Situationen, vielleicht auch an den weitaus schlimmeren Ereignissen, mit denen er in den letzten Stunden in Kontakt gekommen war, jedenfalls hatte er seine Gefühle so weit unter Kontrolle, dass ihn der Anblick der Zerstörung nicht mehr schocken konnte.

Im Büro, dem Schlafzimmer und in der Küche sah es nicht besser aus. Selbst im Badezimmer stand kein Gegenstand mehr an seinem angestammten Platz. Doch soweit er sehen konnte, war aus keinem der Zimmer etwas gestohlen worden. Wieder spürte er das unangenehme Kribbeln im Bauch. Es fühlte sich an, als versuchte eine Spinne mit kleinen Widerhaken an den Beinen von innen seine Brust hinaufzuklettern, um sich in seinem Hals einzunisten. Er schluckte leer. Etwas stimmte hier nicht.

Unter einem umgekippten Metallgestell im Wohnzimmer, das ihm als Hausbar gedient hatte, entdeckte er eine Flasche Talisker. Es war die einzige Whiskyflasche, die heil geblieben war. Vince machte sich nicht erst die Mühe, nach einem Glas zu suchen, sondern zog gleich den Korken heraus und setzte sich auf die Ecke des Billardtisches. Er nahm einen kräftigen Schluck, dann noch einen. Die Spinne rutschte betäubt zurück in seinen Magen. All-

mählich fühlte er sich besser. Eine Weile betrachtete er das Chaos, dann kam ihm ein beunruhigender Gedanke.

Er griff in die Innentasche seiner Fliegerjacke und zog das Bündel mit den zusammengefalteten Tagebuchkopien heraus. Er war sich plötzlich ziemlich sicher, dass sie der Grund für den Überfall auf Robert und den Einbruch bei ihm waren.

Was die Kerle mit Robert und Wenz gemacht hatten, zeigte, dass sie vor nichts zurückschreckten. Und nun waren sie auch hinter ihm her. Sie schienen zu wissen – oder zumindest zu vermuten – dass er die Tagebuchkopien hatte. Also war auch er in Gefahr. Er hatte zwei Möglichkeiten: Sich irgendwo zu verstecken und sich alles genau durch den Kopf gehen zu lassen, oder zur Polizei zu gehen und die ganze Geschichte zu erzählen. Letzteres behagte ihm nicht, aber was sollte er sonst tun?

Vince zog Bonvins Visitenkarte aus seiner Briefftasche, hob das schnurlose Telefon vom Boden auf und wählte.

Er wollte gerade abbrechen, als sich endlich jemand meldete. Dreimal wurde er weiterverbunden, dann sagte man ihm, dass Bonvin vor einer Viertelstunde gegangen sei.

»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«, fragte der diensthabende Beamte.

»Nein. Ich muss mit ihm persönlich sprechen. Können Sie mir bitte seine Handy- oder seine Privatnummer geben?«

»Das ist leider nicht möglich.«

»Hören Sie, es ist äußerst wichtig, dass ich ihn erreiche.«

»Und ich habe Ihnen gesagt, das geht im Moment nicht. Wenn es wichtig ist, können Sie auch mit mir sprechen. Ich bin sein Stellvertreter und werde es, wenn nötig, an Herrn Bonvin weiterleiten.«

»Also gut«, sagte Vince mit einem Seufzen. »Würden Sie ihm dann bitte sagen, Vincent Foster habe angerufen und er soll mich so rasch es geht zurückrufen. Meine Nummer hat er.«

»In Ordnung.«

»Dann ist da noch etwas. Auf der Intensivstation des Universitätsspitals liegt mein Schwiegervater, Robert Neumann.«

»Die Schießerei gestern Abend, ich weiß.«

»Können Sie bitte dafür sorgen, dass niemand zu ihm kann? Möglicherweise versucht man noch einmal, ihn umzubringen.«

»Das wurde bereits von Herrn Bonvin veranlasst.«

Vince stieß erleichtert die Luft aus.

»Wenn Sie im Fall Neumann neue Hinweise haben«, hakte der Beamte nach, »müssen Sie uns diese mitteilen. Andernfalls machen Sie sich strafbar.«

Vince überlegte einen Moment. »Ich rede nur mit Bonvin.«

»Dann geben Sie mir Telefonnummer und Adresse, unter denen Sie in den nächsten Stunden erreichbar sind«, sagte der Mann am anderen Ende der Leitung bestimmt.

»Wie gesagt: Bonvin hat meine Handynummer.« Vince unterbrach die Verbindung und starrte auf den Boden. Er fragte sich, warum er eben so misstrauisch reagiert hatte. Möglicherweise litt er langsam unter Verfolgungswahn – eine innere Stimme sagte ihm aber das Gegenteil.

Im Schlafzimmer packte er einige Kleider und für alle Fälle seinen Reisepass in eine Sporttasche.

Als er die Wohnung verlassen wollte, kam ihm ein Gedanke. Möglicherweise beobachteten die Leute, die sein Apartment durchsucht hatten, das Haus. In diesem Fall musste er hier schleunigst verschwinden. Er ging ins Schlafzimmer zurück und blickte vorsichtig durch die halb geöffneten Jalousien. Auf beiden Seiten des baumgesäumten Weges standen wie üblich die Autos der Anwohner, sonst war alles ruhig.

Er wollte sich gerade vom Fenster abwenden, da bemerkte er einen unscheinbaren dunkelgrauen Lieferwa-

gen. Der Van stand gut zwanzig Meter von der Garageneinfahrt entfernt auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Vince war nicht ganz sicher, glaubte aber, dass er schon dort gestanden hatte, als er heimgekehrt war.

In diesem Augenblick sah er zwischen einem der nur wenige Zentimeter geöffneten Schiebefenster im hinteren Teil des Lieferwagens eine kleine Rauchwolke in die kalte Luft aufsteigen. Jemand saß dort hinter den dunkel getönten Scheiben und rauchte.

Die Situation war wie aus einem schlechten Spionagemovie. Da stand er in seiner komplett auf den Kopf gestellten Wohnung, während draußen vor dem Haus ein dunkler Van stand, in dem ein paar Kerle saßen, die ihn beschatteten. Gut, es war möglich, dass er sich irrte. Wer entwickelte nach einer solchen Nacht keine Verfolgungsängste? Sein Instinkt und seine Erfahrung rieten ihm jedenfalls, sich vorsorglich aus dem Staub zu machen. Wenn er nicht verdammt aufpasste, erging es ihm sonst am Ende wie Robert – oder Wenz.

Er holte seine Tasche aus dem Wohnzimmer und ging den Flur hinunter bis zur letzten Wohnung neben dem Treppenhaus. Dort klingelte er. Immer wieder blickte er in Richtung Lift und Treppenhaus.

Komm schon, Tina!

Nach einer halben Ewigkeit drehte sich endlich der Schlüssel und die Tür schwang auf.

Tinas blonde Haare fielen ihr wild zerzaust in die Stirn. Sie trug einen kurzen Bademantel, der ihr über die linke Schulter gerutscht war und einen großen Teil ihrer Brüste entblößte. Mit der einen Hand hielt sie das Kleidungsstück, das offenbar das einzige war, was sie über ihrem schlanken Körper trug, am Bauch zusammen. Mit der anderen Hand strich sie sich eine verirrte Locke aus dem Gesicht und gähnte. »Oh, hallo Vince, du Mann meiner schlaflosen Nächte«, flötete sie mit einem bezaubernden Lächeln. »Mit

was kann ich meinem Lieblingsnachbarn denn zu dieser mitternächtlichen, frühmorgendlichen oder wie auch immer gearteten Uhrzeit dienen?«

»Zu deiner Information: Es ist gleich elf Uhr. Tut mir leid, Tina, wenn ich dich zu dieser unmenschlichen Zeit aus den Federn hole. Aber ich brauche deine Hilfe.«

»Klar, mein Prinz«, hauchte sie und trat mit einer einladenden Handbewegung beiseite. »Komm erst mal rein, sonst könnte uns noch einer der Nachbarn sehen und auf die Idee kommen, wir hätten was miteinander – wogegen ich, wie du weißt, nicht das Geringste einzuwenden hätte.«

Als die Wohnungstür ins Schloss fiel, fühlte sich Vince gleich viel sicherer. »Glaub mir, mein Engel: Um mit deinem Temperament Schritt zu halten, fehlt mir schlicht die Kondition.«

Tinas volle Lippen verzogen sich zu einem übertriebenen Schmollmund, während ihre blauen Augen kämpferisch funkelten. »Feigling«, zischte sie beleidigt. Sie knuffte Vince in den Bauch. »Auf diesen Korb hin brauche ich etwas zu trinken. Willst du auch was?«

Vince schüttelte den Kopf und setzte sich in einen braunen Büffelledersessel. Er ertappte sich, wie er Tina verstohlen beobachtete, als sie ihren Bademantel locker um die Taille schnürte und mit gekonnt wackelndem Po zur offenen Küche tänzelte, wo sie sich einen Wodka-Orange mixte.

»Ist es nicht noch etwas früh für einen Drink?«

»Wenn's dich beruhigt, streu ich ein paar Cornflakes drunter. Wäre das okay, Paps?«

»Schon gut, es geht mich nichts an, hab's kapiert.«

»Na also. Außerdem: Hättest du mich nicht geweckt, läge ich noch ein paar Stunden länger im Bett und hätte sicher einige süße Träume mehr – zum Beispiel von dir. In denen bist du nämlich nicht so zurückhaltend.«

»Autsch«, sagte Vince und griff sich mit theatralischer Geste an die Brust.

Tina war eine ganz besondere Frau. Dies lag einerseits an ihrer offen, direkten Art, aber auch an ihrer ansteckenden Lebensfreude, die selbst jetzt, in dieser angespannten und schwer einschätzbaren Situation, beruhigend auf ihn wirkte. Außerdem war Tina blitzgescheit.

Sie war fünfundzwanzig Jahre jung, studierte Medizin, und Vince war sicher, dass sie als Ärztin Karriere machen würde. Um ihr Studium zu finanzieren, arbeitete sie nebenbei dreimal in der Woche für einen Begleitservice, was er okay fand, denn was ihren Nebenjob anging, hatte Tina ihre genauen Regeln. Sex mit einem ihrer Kunden kam für sie nicht infrage. Dies schlossen die Vertragsbedingungen der seriösen Agentur ohnehin aus. Gelegentlich versuchte es aber trotzdem einer. Meist, so erzählte ihm Tina einmal, hatten diese Männer einfach zu viel getrunken oder waren euphorisch, weil sie im Verlaufe des Abends einen Geschäftsabschluss verbuchen konnten. Doch Tina hatte schnell gelernt, mit solchen Leuten klarzukommen.

Wie, das hatte Vince bereits bei ihrer ersten Begegnung festgestellt. Damals wurde er Zeuge, wie ein allzu aufdringlicher Verehrer, der Tina heimlich nach Hause gefolgt war, an ihrer Wohnungstür klingelte. Vince war gerade die Treppe hochgekommen, als er mitbekam, wie sie dem Kerl unmissverständlich klarmachte, dass sie nicht im Entferntesten daran dachte, mit ihm ins Bett zu steigen.

Als der Mann nicht locker ließ, versetzte sie ihm kurzerhand einen Tritt in die Weichteile und drohte ihm, diese das nächste Mal so flachzuklopfen, dass er mühelos ›Das hohe C‹ singen könne. Danach schlug sie ihm die Tür vor der Nase zu. Grinsend hatte Vince zugesehen, wie sich der Typ stöhnend an ihm vorbei zum Fahrstuhl schleppete. Dann war er zu Tinas Wohnung gegangen, um sie zu fragen, ob alles in Ordnung sei – ein schmerzhafter Fehler, an den er sich noch gut erinnerte.

Auf sein Klingeln hatte sich die Tür geöffnet und in derselben Sekunde traf ihn ein Faustschlag, der ihn an die gegenüberliegende Wand des Flurs katapultierte. Als er wieder zu sich kam, lag er auf Tinas Couch, mit einem Eisbeutel auf seinem geschwellenen Auge. Damals blickte er in die unschuldigsten und mitleidvollsten blauen Augen, die er je gesehen hatte.

Das war nun bald ein Jahr her. Inzwischen waren sie gute Freunde geworden – mehr aber nicht. Woran das genau lag, konnte er nicht sagen. Sicher nicht an Tina. Entweder war es einfach noch zu früh für ihn, um wieder eine feste Beziehung einzugehen, oder er hatte einfach Angst, erneut verletzt und verlassen zu werden. Schließlich war Tina elf Jahre jünger als er und konnte sich vor Verehrern kaum retten.

Als sie ins Wohnzimmer zurückkam, ließ sie sich wie ein Teenager quer in einen Sessel fallen und die Beine über der Lehne baumeln. »Also, mein Held, dann erzähl der kleinen Tina mal, wo der Schuh drückt.«

»Ich stecke womöglich in Schwierigkeiten«, begann Vince ohne Umschweife. »Ich will dich da nicht mit hineinziehen. Daher werde ich dir nur so viel sagen, dass du keinen Ärger bekommst.«

»Okay.«

»Unten auf der Straße steht ein Van mit ein paar Typen drin. Wenn ich mich nicht sehr irre, dann wollen die etwas von mir.«

»Und was?«

»Spielt keine Rolle. Es gehört ihnen nicht, doch wie es scheint, wollen sie's mit allen Mitteln.« Er blickte fest in Tinas fragende Augen. »Keine Angst, es ist nichts Illegales. Trotzdem ist es besser, wenn ich ein paar Tage verschwinde. Dafür muss ich allerdings erst mal ungesehen an denen vorbeikommen.«

»Wer sind ›die?«

»Die Sache ist ziemlich kompliziert. Tatsächlich weiß ich nicht, wer hinter allem steckt. Wenn Robert recht hat, könnte es das Militär oder auch irgendein Geheimdienst sein. Je länger ich darüber nachdenke, umso wahrscheinlicher erscheint mir das Zweite.«

»Du meine Güte, in was bist du da bloß hineingeraten?«, fragte Tina besorgt. »Und was hat dein Schwiegervater damit zu tun?«

»Robert und einer seiner Freunde versuchten, etwas für meinen Bruder herauszufinden – nun ist sein Freund tot, Robert liegt schwer verletzt auf der Intensivstation und meine Wohnung wurde komplett auf den Kopf gestellt.« Vince schüttelte ungläubig den Kopf. »Und als wäre das alles nicht schon genug, steht dieser Van vor dem Haus.«

»Mein Gott, das ist ja schrecklich! Warum gehst du nicht zur Polizei?«

»Weil ich Zeit brauche, um mir alles nochmals durch den Kopf gehen zu lassen. Sobald mich der Beamte zurückruft, der Roberts Fall untersucht, erzähle ich ihm alles. Das wird hoffentlich bald der Fall sein. Bis dann möchte ich mich an einem Ort verstecken, an dem man mich nicht findet.«

»Dann bleib hier.«

Vince schüttelte den Kopf. »Geht nicht. Ich glaube, die haben gesehen, wie ich nach Hause gekommen bin.«

»Gut ... Aber wie willst du ungesehen an ihnen vorbeikommen?«

»Mit deinem Wagen.«

Tina schwang ihre Beine über die Lehne und sprang geschmeidig wie eine Katze auf die Füße. »Und du glaubst, die werden dich nicht erkennen, wenn du aus der Garage fährst?« Sie tippte Vince mit dem Zeigefinger auf die Nase. »Das wird nicht klappen, mein Süßer. Du willst mein Auto? Du bekommst es – und zwar mit Chauffeur.«

Vince verzog das Gesicht, widersprach aber nicht. Tina hatte nun einmal ihren eigenen Kopf. Und vermutlich hat-

te sie auch recht. Er blickte ihr nach, wie sie in Richtung Schlafzimmer eilte und dabei bereits aus ihrem Morgenmantel schlüpfte.

»Du kannst jetzt hochkommen«, rief Tina über die Schulter, während sie ihren klapprigen VW-Golf mit waghalsigen Manövern durch den immer dichteren Verkehr Richtung Innenstadt lenkte.

Vince rappelte sich unter der Decke auf dem Rücksitz hoch. Gespannt blickte er aus dem Rückfenster.

»Es ist uns niemand gefolgt«, sagte sie. »Trotzdem bin ich zweimal im letzten Moment in Querstraßen eingebogen und eben noch bei Rotlicht über eine Kreuzung geflitzt. Ich denke, da hätte ich gesehen, wenn jemand hinter uns her wäre.«

»Das Ganze scheint dir höllischen Spaß zu machen.«

»Nur ein klitzekleines bisschen. Einen Strafzettel bezahlst allerdings du.« Sie blickte Vince durch den Rückspiegel frech in die Augen. »Wo soll's nun hingehen, Sir?«

»Zum Hauptbahnhof. Danach gibst du mir die Schlüssel und nimmst dir ein Taxi nach Hause.«

»Und du glaubst, ich lasse dich einfach so abhauen, ohne zu wissen, wo du hinfährst?«

»Bitte, Tina, sei einmal einfach nur ein braves Mädchen und mach, was man dir sagt. Ich verspreche auch, sobald ich wieder einen klaren Kopf habe, rufe ich dich an.«

»Na gut«, knurrte sie. »Sag mir aber wenigstens, wen ich anrufen soll, falls ich bis Morgen nichts von dir höre.«

Vince zögerte einen Augenblick. »Frag nach einem Kriminalbeamten Namens Bonvin. Er ist bei der Stadtpolizei. Aber keine Angst. Ich werde dich bestimmt anrufen.«

Tina hatte Glück und fand auf Anhieb einen freien Parkplatz neben dem Bahnhofsgebäude. Sie stiegen aus und Tina gab Vince die Schlüssel.

Er versuchte, zu lächeln. »Es wird schon gut gehen, mach dir keine Sorgen.«

»Warte«, rief Tina, als Vince sich umdrehen wollte. Sie sah ihm in die Augen. »Pass auf dich auf, mein grünäugiger Prinz«, flüsterte sie.

Vince nickte, nahm sie in den Arm und küsste sie zärtlich auf den Mund.

»Wow«, sagte Tina, als er sie wieder losließ. »Langsam finde ich Gefallen daran, dass man dich verfolgt.«

Als Vince die Bahnhofshalle erreichte, entdeckte er auf einer blauen Informationstafel über ihm, wonach er gesucht hatte. Er folgte dem Pfeil bis zu den Schließfächern und legte die Tagebuchkopien in ein Fach. Den Schlüssel steckte er zusammen mit einem Zettel in einen Briefumschlag, den er zuvor an einem Zeitungsstand gekauft hatte, und adressierte ihn an Tina.

Ihm war klar, er war ihr gegenüber nicht ganz ehrlich gewesen, aber er machte sich mehr Sorgen, als er zugeben wollte. Wenigstens konnte er Tina so vorerst aus der Sache heraushalten. Gleichzeitig war er sicher, dass die Kopien nicht in die falschen Hände fielen, sollte ihm etwas zustoßen.

Er warf den Umschlag ein und kehrte zum Fahrzeug zurück.

Zunächst fuhr er am Landesmuseum vorbei über die Walchebrücke, dann an der Limmat entlang auf dem Neumühlequai bis zum Ircheltunnel. Zehn Minuten später befand er sich schon auf der Autobahn Richtung Winterthur, zwanzig Minuten danach auf einer Landstraße, die zwischen frostverkrusteten Feldern den Greifensee entlangführte. Kurz nach der gleichnamigen Ortschaft durchfuhr er ein Waldstück, dann bog er links auf eine Privatstraße zum See ab. Ein Stück weiter gelangte er an ein kleines, aus dunkelbraunen Brettern gezimmertes Bootshaus, das teilweise von Birken, Tannen und einem hohen Schilfgrasgürtel umwachsen war.

Vince parkte den Golf einige Meter entfernt und ging auf dem hart gefrorenen Trampelpfad an der Hütte vorbei zum vereisten Holzsteg. Vorsichtig begab er sich zum blechummantelten Holzpoller am Ende des Stags, an dem Robert im Sommer seine kleine Segeljolle festmachte. Hier, unter der zweitletzten Stegplanke, war ein kleines Kästchen befestigt, in dem ein Zweitschlüssel zu dem Bootshaus deponiert war.

Die Inneneinrichtung der Hütte war spartanisch. Links an der Wand standen zwei einfache Kajütenbetten, davor ein grober Holztisch mit je einer Sitzbank zu beiden Seiten. Rechts neben dem Eingang gab es eine Reihe bis zur Decke reichender Einbauschränke, in deren Mitte eine Kochnische eingelassen war. Darüber befanden sich drei Regale, auf denen neben Konservendosen auch zwei Flaschen Scotch standen.



Die Leseprobe hat dir gefallen?
Hol dir das E-Book in einem der
zahlreichen, bekannten Onlineshops.

Viel Spaß beim Weiterlesen.

Danksagung

Mein ganz besonderes Dankeschön geht an dich, liebe Edith. Nicht nur für die unzähligen Stunden, die du der Arbeit an diesem Roman gewidmet hast, sondern auch – na, du weißt schon, wofür.

Ich freue mich schon auf deine wertvolle Unterstützung beim nächsten Buch. Okay, und natürlich auch auf die leckeren Weine und Antipasti, die wir dazu genießen werden.

Außerdem bedanke ich mich bei Jane Luc, meinem persönlichen Bodyguard. Danke für deine wertvollen Tipps. Damit wäre auch gleich klargestellt, dass mir niemand querkommen sollte – Jane ist eine Meisterschützin.



Die im Inhalt genannten Personen und Handlungen sind frei erfunden. Sollten Ähnlichkeiten mit tatsächlich existenten, lebenden oder verstorbenen Personen oder stattgefundenen Handlungen entstanden sein oder sollte ein solcher Eindruck entstehen, so ist dies vom Autor und dem Verlag auf keinen Fall gewollt oder beabsichtigt.

BLINDER ALEX HASS WINTER

*»Ich habe den schwarzen Schatten in seinen Augen gesehen«,
flüsterte der Aborigine. Seine Stimme klang angsterfüllt. »Er
ist ein Kedic, ein Teufel in Menschengestalt ...«*

Als der Zürcher Sicherheitsexperte Vince Foster von seinem in Australien lebenden Bruder Bryan die unvollständige Kopie eines alten Tagebuches erhält, ahnt er zunächst nicht, welches düstere Geheimnis dieses birgt. Vince ist jedoch nicht der Einzige, der sich für das Tagebuch interessiert: Die rote Doktrin, eine weltweit operierende Geheimorganisation, die einen teuflischen Plan verfolgt, der die Welt an den Rand des Abgrundes führen könnte, versucht mit allen Mitteln, in den Besitz des Originaltagebuches zu gelangen. Während Vince verzweifelt nach Antworten sucht, gerät er immer tiefer in einen Strudel aus Verschwörungen, Intrigen und Mord. Auf sich allein gestellt, gejagt von mächtigen Feinden und von der Polizei für einen skrupellosen Mörder gehalten, flieht Vince nach Australien.